April 2020

88 unique

interkulturelles Studierendenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt

Zukunftsmusik

Stigmatisierung Ost-Vorurteile in Medien und Menstruationsmythen

Wachstum Digitalisierung und Nachhaltigkeit im Spannungsfeld

Anti-Flag Interview with the American Punk Band

Anzeige

MAUER
Gastspielserie
SCHAU

27. + 28. März 2020, 20:00 Uhr, Theaterhaus Jena, Hauptbühne

SCHUBLADEN
She She Pop // Gastspiel

THEATERHAUS JENA

30 Jahre nach der Wende treffen in »Schubladen« sechs Frauen aufeinander, drei Mal West-, drei Mal Ostsozialisation. Wer waren wir? Wer sind wir? Warum sind wir so geworden? In der international gefeierten Performance der Berliner Theaterkünstler*innen She She Pop werden jede Menge persönlicher Erinnerungsstücke – Fotos, Songs, Tagebücher – aus den Schubladen hervorgekramt. Es entsteht eine hoch emotionale wie humorvolle kollektive Erzählung.

Kartentelefon: 03641 8869-44 · tickets@theaterhaus-jena.de · www.theaterhaus-jena.de

CELLU L'ART
SHORT FILM FESTIVAL JENA

cellulart
cellulart
cellu_lart
www.cellulart.de
info@cellulart.de

21-26 APRIL 2020

Anzeige

Anzeige

JOBfinder

06. Juni 10 -15 Uhr
Messe Erfurt

jobfinder-messe.de

Editorial

Der zuverlässigste Weg, in die Zukunft zu sehen, ist das Verstehen der Gegenwart“, meint der US-amerikanische Zukunftsforscher John Naisbitt. Der Beginn eines neuen Jahrzehnts ist schließlich auch der perfekte Moment, sich zu fragen, wo die Welt steht und wo sie sich hinbewegt. Denn unsere Gesellschaft ist beispielsweise in Bezug auf Mobilität, Urbanisierung oder den Umgang mit Rechtsextremismus an einem Punkt angekommen, an dem entscheidende Weichen für die Zukunft gestellt werden müssen. Schon Wilhelm von Humboldt war sich dieser große Verantwortung, die die Gesellschaft gegenüber künftigen Generationen einnimmt, bewusst: „Auch fordert jede Wirkung eine gleich starke Gegenwirkung, jedes Zeugen ein gleich tätiges Empfangen. Die Gegenwart muss daher schon auf die Zukunft vorbereitet sein.“

Wenn wir über die Zukunft sprechen, kommt man nicht an Digitalisierung und dem Klimawandel vorbei, die unser Leben im dritten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts noch mehr beeinflussen werden als in den ersten beiden. Digitalisierung lässt Dinge, die wir lange für utopische Zukunftsmusik hielten, Realität werden. Der Klimawandel stellt eine existentielle Bedrohung für die Menschheit dar. Doch wie wirken diese beiden Megatrends zusammen? Der Frage, ob eine nachhaltige Digitalisierung überhaupt möglich ist, gehen wir auf Seite 17 nach. Viele halten es außerdem für möglich, dass sich Wirtschaftswachstum und Nachhaltigkeit miteinander vereinbaren lassen, dass grüne Innovationen die Wirtschaft ankurbeln und der Umwelt helfen können. Unser Gastbeitrag geht diesem „Entkopplungsmythos“ auf den Grund (Seite 20).

„Ich glaube, die Wahrheit stirbt als erstes im Krieg…“, sagt der Kriegsfotograf Johannes Müller im Interview mit *unique* über seine ehrenamtliche Arbeit in den Krisengebieten dieser Welt, welche er ab Seite 8 mit eindrucksvollen Bildern illustriert. Er fängt mit seiner Aussage gleich zwei Punkte ein, die uns durch das vergangene Jahrzehnt begleitet haben, denn gerade im Kontext von Fake News wurde viel über Wahrheit und Objektivität gestritten. Wir leben in einem postfaktischen Zeitalter von „Lügenpresse“ und Donald Trump, der ganz nach seiner eigenen Musik zu tanzen scheint. Und die Noten dazu bestehen vornehmlich aus Unwahrheiten. Ist das die Zukunftsmusik? Passend dazu wirft unsere Autorin einen Blick auf die westdeutsche Berichterstattung über den Osten und möchte Stigmatisierung und Stereotypisierung überwinden (Seite 6).

Mit Trugschlüssen räumen wir auch in dem Artikel über das Gift der Frau auf. Denn Menstruationsblut enthält weder mythisches Gift, noch bringt es, wie lange angenommen, Blumen zum Welken (Seite 12).

Die Musik spielt in dieser Ausgabe die US-amerikanische Punkband Anti-Flag, die im Interview mit uns über ihre Meinung zu Donald Trump, seinen Einfluss auf die amerikanische Gesellschaft und über die Punkszene im Allgemeinen spricht (Seite 25). Außerdem bringt uns der Kulturhistoriker Marco Swiniartzki auf Seite 22 die Entwicklung der Metal-Musik näher und erklärt, was sie mit der Globalisierung zu tun hat.

Einen erkenntnisreichen Blick in die Zukunft wünscht,

I N H A L T

EinBlick

Der Osten – mehr als nur eine Himmelsrichtung? 6
‚Ostdeutschland' in den Medien nach 30 Jahren Einheit

***Interview:* Kriegsfotograf Johannes Müller** 8
„Man muss dazu ermuntern, immer wieder hinzugucken"

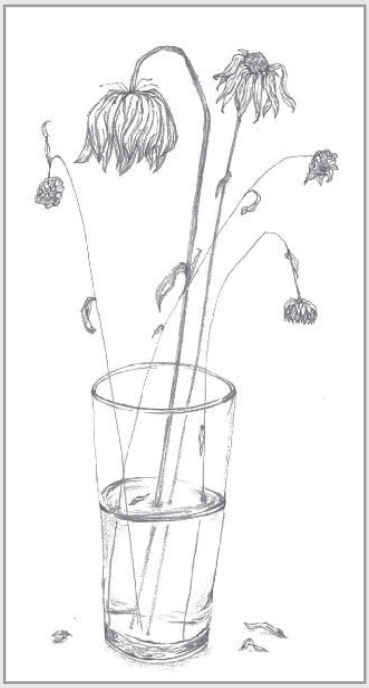
WeitBlick

Das Gift der Frau 12
Über Menstruationsmythen und deren Ursprünge

***memorique:* Reconciliation in Postcolonial Canada** 15
Dealing with Cultural Genocide against Indigenous People

Digitalisierung als Klimaretter? 17
Digitaler Wandel und seine ökologischen Folgen

Der Entkopplungsmythos 20
Lassen sich Klimarettung und Wirtschaftswachstum vereinbaren?



LebensArt

***Interview:* Glocal Metal**
Marco Swiniartzki über Heavy Metal als Globalisierungsphänomen 22

***Interview:* „It´s Our Job to Make Revolution Look Fun“**
Talking with Chris Barker, bassist and lead singer of Anti-Flag 25

WortArt

***Das fremde Gedicht:* Jan Twardowskis „Nowy Rok“**
Neujahrswünsche in lyrischer Form 28

***klassiquer:* Das Phantom der Oper**
Über die Wandlung von Gaston Leroux‘ Figur vom Scheusal zum Sexsymbol 31

***Kolumne:* LOL (^_^)**
Die sprachgeschichtliche Entwicklung von Initialwörtern und Emoticons 33

übrique
unique auf Reisen | Impressum | Bildnachweise 34

Der Osten - mehr als eine Himmelsrichtung?

30 Jahre nach der Wende scheint die deutsche Teilung in vielen Köpfen noch nicht überwunden. Ein Meinungsbeitrag über die tragende Rolle der Medienberichterstattung.

von Hanna

Mit „Wir können alles. Außer Hochdeutsch“ wirbt Baden-Württemberg für sich, Sachsen-Anhalt ist allgemein als „Das Land der Frühaufsteher“ bekannt und in Brandenburg könne man „Neue Perspektiven entdecken“. In Thüringen, so heißt es, habe Zukunft Tradition. Das, was unser Bundesland so interessant und beachtenswert macht, ist nicht nur die Historie und Kultur, sondern allen voran die geographische Lage. Wirft man einmal einen Blick auf eine Deutschlandkarte, fällt schnell auf, dass Thüringen genau in der Mitte liegt. Der eineinhalb Stunden von Jena entfernte Ort Niederorla wurde sogar offiziell zum Mittelpunkt Deutschlands auserkoren. Warum hat man trotzdem das Gefühl, Thüringen gehöre in der öffentlichen Wahrnehmung immer noch klar zu Ostdeutschland? Zwar las man, als sich der Mauerfall im November 2019 zum 30. Mal jährte, überall von der heutigen deutschen Einheit und der *Focus* brachte beispielsweise einen Artikel heraus, in welchem „12 Gründe, warum es gut ist, dass die DDR unterging“ gelistet waren. Es ist unbestritten, dass es in vielen Köpfen immer noch den Osten auf der einen und alle übrigen Bundesländer auf der anderen Seite gibt – selbst in jenen, die die Trennung DDR und BRD nicht einmal mehr mitbekommen haben. ‚Der Osten‘, vielleicht sogar mehr als ‚der Westen‘, ist nach wie vor ein großer Teil unserer Identifikationskultur – und eben auch der Jugend. So wird immer noch häufig unterschieden zwischen ‚wir hier im Osten‘ und ‚ihr da drüben im Westen‘ – eine Unterteilung, von der durch Vorurteile, die ihren Ursprung in früheren Generationen haben, immer noch angenommen wird, man könne von ihr auf die Person schließen. Als ich über das Für und Wider dieses Gedankenganges nachgrübelte, kam es mir wie eine Sisyphos-Aufgabe vor, eine Antwort auf die Frage zu finden, warum so altes und definitiv überholtes Gedankengut nach wie vor fester Bestandteil unseres heutigen Lebens ist.

Über ‚den Osten‘ schreiben

Ein Blick in deutsche Zeitungen sollte mir weiterhelfen. Letzten September, im Vorfeld der Landtagswahlen in Brandenburg, Sachsen und Thüringen, wurden besonders viele Artikel über ‚den Osten‘ publiziert. Ganz Deutschland schaute mit argwöhnischem Auge auf ihn – insbesondere auf Sachsen – und spekulierte, wie die Wahlen wohl ausgehen würden. An jedem Zeitungsstand war zu lesen: „Der Osten wählt…“. *Die Welt* titelte: „Was die Wahlkreis-Prognose über die Stimmung im Osten verrät“ und im *Tagesspiegel* stand geschrieben: „Ostdeutsch, jung, rechts – die AfD gewinnt auch bei den Jungwählern“. Die gewählte polemische Sprache zieht sich wie ein roter Faden durch die Artikel über ‚Ostdeutschland‘ – von ‚Westdeutschland‘ war kaum etwas zu lesen. Tatsächlich wurde der Begriff ‚Ostdeutschland‘ in den letzten fünf Jahren doppelt so oft (103.945) wie das westdeutsche Pendant (49.213) in den deutschen Medien verwendet, so eine Erhebung der Datenbank Factiva. Die Trefferzahlen bei Google passen ebenso

ins Bild: Für ‚Ostdeutschland' zeigt die Suchmaschine 4.340.000 Ergebnisse, für ‚Westdeutschland' nur 2.350.000. Grund dafür ist nicht etwa, dass ‚der Osten' häufiger im Gespräch war. Das eigentliche Problem scheint zu sein, dass die Berichterstattungen über den östlichen Teil Deutschlands eher unter diesem Oberbegriff verallgemeinert werden, über die Westbundesländer hingegen differenziert und individuell berichtet wird. So wird in unsere Denkmuster weiterhin das Bild eines getrennten Deutschlands hineinprojiziert. Nicht nur einzelne Begrifflichkeiten, sondern auch ganze Artikel stellen die Einheit Deutschlands in Frage. Das betrifft nicht nur die großen überregionalen Medien, sondern auch regionale Zeitungen. So druckte der *Südkurier* zum Beispiel 2019 folgendes Interview: „Ostdeutsche Jugendliche sorgen sich wegen des Islam, Westdeutsche wegen des Klimas". Dem Titel nicht oder nur schwer entnehmbar ist, dass es um die Ergebnisse einer Umfrage zu den beruflichen Perspektiven und Erwartungen Jugendlicher in Ost und West geht. Im Interview wird klar, dass es schlichtweg immer noch unterschiedliche berufliche Chancen gibt und die Zukunft dahingehend klar im Westen liegt. Diese Einschätzungen zur beruflichen Perspektive wirkten sich wiederum auf das Politikverständnis der Bevölkerung aus – die ostdeutschen Jugendlichen fürchten demnach beispielsweise Überfremdung, eine Einflusszunahme des Islams und Kriege sowie den demografischen Wandel. Im Westen hingegen herrsche die Sorge um den Klimawandel und Fremdenfeindlichkeit vor. Seltener, aber dennoch existent, sind Berichte der anderen Seite. In der *Zeit Online* erschien anlässlich des 30-jährigen Mauerfalls ein Artikel mit der Headline: „So viele Experten für die ostdeutsche Seele". Die Autorin Marlen Hobrack, welche sich selbst mehrfach als ‚Ossi' bezeichnet, zerlegt mit viel satirischem Witz den Opferstatus des Ostens und die Wahrnehmung der Westbevölkerung: „Inzwischen wurden wohl schon alle Ostdeutschen mindestens dreimal zur Lage in ihrem Bundesland interviewt. Hätten *ZDF, ARD* und die Privaten jedem Ossi, den sie samt Funktionswetterjacke vor eine laufende Kamera zerrten, hundert Mark, äh, Euro in die Hand gedrückt – der ostdeutsche Rückstand in Sachens Kaufkraft wäre aufgeholt." So kann Ost-West-Berichterstattung also auch gehen. Nicht mit erhobenem Finger oder eingezogenem Schwanz, sondern mit klarem Blick darauf, was wirklich die Unterschiede ausmacht: Lebensverhältnisse, Löhne und Renten.

Kann die imaginäre deutsche Teilung aufgehoben werden?

Diese Art der Berichterstattung stellt definitiv eine Ausnahme dar. Der größte Teil der Zeitungsartikel scheint einseitig und dem Osten gegenüber polemisch und negativ eingestellt. Das könnte daran liegen, dass sich die tonangebenden Zeitungen, Fernseh- und Rundfunkanstalten in den alten Bundesländern befinden. *Die Zeit* schreibt an dieser Stelle reflektierend von einem daraus folgenden Fremdblick auf den Osten: „Mit dem Begriff ‚Ostdeutschland' wird die DDR permanent assoziativ reaktiviert. Man könnte zuspitzen: Dieses geografische Framing der politischen Berichterstattung reproduziert ein Stück weit die Teilung des Landes. Und zwar jeden Tag aufs Neue." Prinzipiell ist der hier benannte Fremdblick nichts Ungewöhnliches im Journalismus und muss nicht automatisch negativ determiniert werden. Dass viele Medienhäuser ihre Reporter auch erst einmal ‚rüber' schicken müssen, zeigt meiner Meinung nach eine weitere Problematik auf – die Unterbesetzung in den neuen Bundesländern. Wenige Korrespondenten in großen Städten wie Dresden oder Leipzig müssen ganze Bundesländer abdecken, im Westen hingegen haben wichtige überregionale Zeitungen Sitze in vielen Städten, wie beispielsweise die *Süddeutsche Zeitung* unter anderem in Düsseldorf, Frankfurt am Main, Hamburg, Karlsruhe und Stuttgart. So stellt sich schlussendlich die Frage, ob – von allen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Unterschieden einmal abgesehen – es eine Einheit auch in den Köpfen geben kann, wenn durch die Medien, die wir tagtäglich konsumieren, noch so differenziert wird? Muss sich vielleicht erst diese Sichtweise ändern, damit die politischen Einstellungen und wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten ebenso aus dem Weg geräumt werden können? Oder ist es gar anders herum? Und reichen weitere 30 Jahre oder werden wir 2049 immer noch Artikel im *Südkurier* lesen, wie „Frust treibt Ostjugend in die Arme der AfD"?

Lassen wir zum Schluss Marlen Hobrack, die in ihrem Artikel auch von der Bedeutung des Vokabulars geschrieben hat, noch einmal zu Wort kommen: „Das Post-Wende-Ost-Kollektiv ist ein Phantasma, das jedes Mal wieder von Neuem erzeugt und verstärkt wird, wenn ein Ostdeutscher als solcher adressiert wird. Vermutlich wird es noch ein Jahrzehnt in Anspruch nehmen, bis Ostdeutsche nicht mehr beweisen müssen, dass sie etwas mehr als ein wandelndes Klischee sind, nicht nur braun, nicht nur quengelig." Obwohl ich selbst propagiere, dass erst das Ost-West-Vokabular aus den Zeitungen verschwinden müsse, um es letztendlich aus unseren Denkweisen zu löschen, schreibe ich dabei selbst ständig vom ‚Osten' und ‚Westen'. Ein Paradoxon, von dem ich mir nicht sicher bin, wie man es lösen kann. Ein Alltagsmythos, nach der Definition des Philosophen Roland Barthes, durch Kultur gewachsen, aber somit eben auch veränderbar. Es handelt sich hierbei um keine Naturgesetze; genauer gesagt sind diese Bezeichnungen schlichtweg nur Himmelsrichtungen. Die politische und soziokulturelle Bedeutung haben wir ihnen zugemessen. Vielleicht ist genau das der Punkt, an dem jeder einzelne von uns ansetzen kann. □

„Man muss Menschen dazu ermuntern, immer wieder hinzugucken“

Johannes Müller fotografiert in seiner Freizeit in Kriegs- und Krisengebieten wie Afghanistan, Irak und Mali. Mit *unique* spricht er über die Gefahr seiner Tätigkeit, Fußball spielen und Teetrinken im Krieg und die schwierige Rückkehr in ein „Wellness-München“.

***unique:* Wie kommt man als Fotograf in Krisengebiete? Welche Organisationen und Personen haben dich bei deiner Arbeit unterstützt?**

Johannes Müller: Ich habe den Akkreditierungsprozess der NATO durchlaufen und mich mit einem Konzept beworben, Bilder vom Hindukusch zu machen, die positive Emotionen auslösen, statt nur die Kriegsmaschinerie zu zeigen. Ich wollte wissen, welche Menschen dort leben, was für Menschen das sind, die dort Soldaten werden. Ich hatte vorher schon ein paar Ausstellungen und Veröffentlichungen meiner Bilder gehabt und konnte etwas vorweisen. Mein Konzept wurde an die Bundeswehr geschickt, an das Presseinformationszentrum des Einsatzführungskommandos. Die meinten, noch niemand sei zuvor auf sie zugekommen, um etwas Positives über das Kriegsgebiet zu berichten. Dann war ich 2011 zum ersten Mal in Afghanistan und war natürlich hinreichend überwältigt von der ganzen Situation, dem Land und den Menschen.

Wer sind die Personen, die die Journalisten vor Ort unterstützen?

Das sind ganz, ganz beeindruckende Personen, die sogenannten Fixer oder Stringer, die das aus Idealismus machen. Teilweise auch, weil sie nichts anderes gefunden haben, um zu überleben. Sie haben ein wahnsinnig gutes Gespür dafür entwickelt, wer in welcher Region gerade am Drücker ist, wo die Truppenbewegungen sind, welcher General abgelöst wurde. Diese Menschen sprechen die Dialekte, sie haben auf privater Basis ein tolles Netzwerk, sodass du überhaupt gar keine andere Chance hast, als mit ihnen zu arbeiten. Klar, wenn du da mit einem Ortsansässigen in so eine Region gehst, dann kommst du halt näher ran. Das ist dementsprechend auch gefährlicher. Du bist dann teilweise schon recht abenteuerlich unterwegs an den Checkpoints und in der Wüste. Das ist schon Pfadfinder für Fortgeschrittene. Aber es sind wahnsinnig interessante Leute. Sie sind immer wieder ein Quell der Inspiration und des Wissens.

Welche Eindrücke hast du in Afghanistan gesammelt? Hast du das Gefühl, dass sich das Land zum Positiven entwickelt hat durch die militärische Intervention und die Präsenz internationaler Streitkräfte?
Zunächst einmal kam ich dort an und war vollkommen überwältigt von einer ganz anderen Kultur, wie ich sie noch nie gesehen hatte: Dieses teilweise archaisch anmutende – und das meine ich gar nicht negativ! Natürlich auch wirtschaftlich und technologisch sehr zurückgeblieben. Aber unglaublich liebevolle und nette Menschen, wahnsinnig hilfsbereit, beeindruckend gastfreundlich. Ich habe keinen einzigen Extremisten dort getroffen. Alle Menschen, die mir begegnet sind, waren ganz normale Menschen, die nichts mehr wollten als ein bisschen Frieden, etwas zu Essen, Gesundheit und idealerweise Bildung für ihre Kinder – ganz ähnlich wie bei uns, nur eben auf einem anderen Level. 2011 sagten die meisten, dass sie dankbar sind für die stabilisierenden Maßnahmen der internationalen Gemeinschaft und dass diese die Taliban in Schach halten, denn deren Regime haben die Menschen immer noch als sehr brutal in Erinnerung. Zumindest ist es ein Stück weit sicherer geworden, als dies davor der Fall war.

Was macht es mit den Menschen und mit einer Gesellschaft in ihrer Gesamtheit, wenn sie sich so lange in einem bewaffneten Konflikt befinden und über Jahre keine Ruhe eingetreten ist? Gibt es Unterschiede zwischen Männern und Frauen?
Ich glaube die Wahrheit stirbt als erstes im Krieg, dann kommen die Zivilisten und da sind die Frauen ganz besonders brutal betroffen. Das Land ist seit Dekaden im Krieg. Ich befürchte, dass fast die komplette Bevölkerung traumatisiert ist. Wenn man Geflüchtete aus diesen Ländern aufnimmt, muss man das berücksichtigen. Traumatisierte Menschen reagieren teilweise auf Stimuli des alltäglichen Lebens extrem, bei denen wir nicht einmal mit der Wimper zucken. Reaktionen können ganz unterschiedlich sein: Erschrecken, Aggression, Durchdrehen. Ich glaube, viele der Vorfälle, zu denen es in Flüchtlingsunterkünften gekommen ist, sind nicht darin begründet, dass sie schlechte Menschen sind, sondern darin, dass sie hochgradig traumatisiert sind. Frauen und Kinder leiden natürlich in Kriegsgebieten ganz besonders. In vielen Konflikten werden Vergewaltigungen als taktisches Mittel eingesetzt. Das ist widerlich und zu verurteilen, aber ich habe das in vielen Ländern mitbekommen.

Was kann man denn beispielsweise tun, um insbesondere Frauen zu unterstützen?
Zusammen mit einer Martial-Arts-Trainerin aus der Schweiz habe ich dieses Jahr angefangen, ein eigenes, prototypisches Hilfsprojekt in Mali und im Nordirak aufzusetzen. Wir haben Selbstverteidigungskurse für Frauen gestartet. Es geht nicht darum, dass sie anfangen zu kämpfen, sondern dass sie mit einer anderen Qualität von Selbstbewusstsein durch ihr Leben gehen. Viele Übergriffe fangen ja ganz leicht an. Wenn man dann als Frau nicht ganz resolut und sehr vehement sofort dagegen hält, wird man eher ein Opfer, als wenn man in der Lage ist, sich physisch zu wehren. Wir „schenken“ diesen Prototypen an verschiedene NGOs, damit sie das weiterentwickeln können. Es ist nur dann nachhaltig, wenn Menschen vor Ort die Projekte übernehmen. In Summe kann man gar nicht genug für Frauen und ihre Rolle in der Gesellschaft tun! Je stärker die Rolle der Frau, desto friedfertiger der Gesamtverbund. Das sieht man besonders in Kurdistan und im kurdischen Teil des Irak. Dort werden Frauen deutlich gleichberechtigter behandelt als in anderen Teilen der Länder, was zu einer wesentlich pazifistischeren, pluralistischeren und gechillteren Gesellschaft führt. Dabei darf man aber auch nicht die Männer vergessen! Sie brauchen ebenfalls eine Möglichkeit, ihre Energie und ihre Frustration konstruktiv abzubauen. Es gibt Beispiele aus den Flüchtlingslagern in Griechenland, wo man Frauenprojekte durchgeführt hat, aber die Männer vernachlässigt wurden, was wiederum zu erhöhtem Aggressionspotential bei diesen führte.

Du warst kurz nach der Befreiung in Mossul und hast dort sehr eindrückliche Bilder einer vollkommen zerstörten Stadt geschossen. Wie fühlt man sich, wenn man durch eine 3.000 Jahre alte, aber vollkommen zertrümmerten Stadt fährt?
Das klingt immer so nett: kurz nach der Befreiung. Die Befreiung wurde zwar am Morgen im Radio verkündet, wir sind aber trotzdem fast an jeder Straßenkreuzung unter Beschuss gekommen: Nach wie vor haben sich Leute vor uns, hinter uns, neben uns in die Luft gesprengt, nach wie vor sind Raketen geflogen. Das war schon sehr intensiv. Überall lagen Schuttberge einer tausende Jahre alten Stadt, die in dieser Form wohl nie wieder aufgebaut werden kann. Unter vielen Trümmern lagen noch Leichen. Dieser Geruch von verwesenden Körpern, das war ein süßlich-klebriger Gestank in einer solchen Intensität, dass ich ihn wahrscheinlich nie wieder ganz aus meiner Nase bekomme. Die Farbgebung in diesen Schuttbergen ist wie in einem entsättigten Film, da alles unter Staub und Ruß begraben wurde. Die Geräusche der Kämpfe, die visuellen Eindrücke, die eigenen Emotionen, wenn ein paar Meter weiter eine Luftbodenrakete einschlägt und man ständig das Gefühl hat, unheimlich aufpassen zu müssen, da man ja nie weiß, hinter welcher Kreuzung noch ein Scharfschütze lauert. Das ist eine unheimlich intensive Erfahrung.

Wie ist man in solchen Situationen abgesichert?
Man hat halt eine Schutzausrüstung. Eine ballistische Weste mit einer Weichballistik- und zwei Schutzklasse-3- oder -4-Platten drin. Die sind vorne und hinten und können dann auch Hochgeschwindigkeitsgeschosse rein theoretisch noch aufhalten. Außerdem ein Kevlarhelm und ein Medizin-Kit. Machen wir uns da aber nichts vor; wenn es richtig heiß wird, dann bringt dich das auch nicht wirklich weiter. Es ist jetzt keine Garantie, dass du da sicher herauskommst. Das muss man einfach schon akzeptieren. Bis jetzt ist mir bis auf Kleinigkeiten eigentlich noch nie etwas Ernsthaftes passiert. Gehe ich davon aus, dass ich immer Glück haben werde? Nein. Man darf da nicht leichtsinnig werden. Ich bin da eher respektvoll, um nicht zu sagen auch

ängstlich. Der Job hat nichts mit Heldentaten zu tun und ist ganz sicher nichts für Draufgänger.

Du warst auch mit den Peschmerga, den Streitkräften der Autonomen Region Kurdistan, unterwegs und hast erlebt, wie diese ihre Dörfer vom Islamischen Staat zurückerobern.
Mich hat sehr beeindruckt wie Menschen, die eigentlich selbst nichts haben, jeden Tag kämpfen. Die Peschmerga sind natürlich mittlerweile beinahe ein Heer, aber bis heute werden die Männer nicht vernünftig bezahlt. Die meisten müssen selbst backen, Taxifahren o.ä., um es sich überhaupt leisten zu können, in den Krieg gegen den IS zu ziehen. Das ist schon sehr beeindruckend zu sehen, mit welcher Hingabe und welcher absoluten Selbstaufopferung sie in diese Konflikte gehen. Das ist natürlich ganz anders, als wenn man mit Bundeswehrsoldaten, Mitgliedern der US-Army oder irakischen Soldaten in den Krieg zieht. Die Peschmerga wissen, dass ihre Existenz von ihren militärischen Erfolgen abhängt. Trotzdem habe ich nie einen schlecht gelaunten Peschmerga erlebt – so romantisch verklärt das auch klingen mag. Sie wussten, wofür sie kämpften und hofften, dass sie über einen Sieg gegen den IS ihren jahrhundertealten Traum eines eigenen Staates verwirklichen können. Wir wissen ja leider alle, wie das ausgegangen ist.

Wie nehmen es die Leute überhaupt auf, wenn da jemand aus dem privilegierten, aus ihrer Sicht unbeschwerten Deutschland kommt? Ist das für sie eine Aufwertung oder empfinden sie dies eher als Einmischung?
Eher ersteres. Also es gibt sicherlich ein paar Situationen, in denen man dann nicht fotografieren sollte oder will. Aber in der Summe nehmen Menschen das schon tendenziell eher positiv auf, dass da jemand ist, der sich glaubhaft für sie interessiert. Das ist ja eher andersherum. Wenn man nichts tut, haben die Menschen das Gefühl, die Welt hätte sie vergessen. Egal wo und in welchem Konfliktherd. Insbesondere, dass ich ehrenamtlich arbeite, wird schon wohlwollend aufgenommen.

Viele Konflikte sind unsichtbar für die Öffentlichkeit. Welche Gründe gibt es hierfür? Und welche Rolle hat Kriegsfotografie oder insbesondere deine Fotografien, um etwas zu verändern?
Ich kann nur sagen, welche Rolle ich ihnen gerne zusprechen würde. Ich glaube, man muss Menschen dazu ermuntern, immer wieder hinzugucken, was da passiert, denn erstens sind wir ja nicht ganz unschuldig an der Misere in vielen Ländern, durch unsere Historie, aber auch durch unsere Wirtschafts- und Außenpolitik. Zweitens ist kein Land isoliert, alle Probleme werden irgendwann auch einmal die unsrigen. Und drittens: Verdammte Axt! Wir reden über Menschen. Ich meine, Menschlichkeit sollte man jeden Tag aufs Neue leben. Da bringt es nichts, über die Probleme zu reden, stattdessen muss man mit den Menschen reden. Und vielleicht alle zusammen als Weltgemeinschaft – so romantisch entleert das auch klingen mag – an Lösungen arbeiten. Ich glaube aber auch, dass das Wegschauen nicht aktiv passiert und nichts damit zu tun hat, dass Menschen böse oder inhuman sind. Für viele Dinge gibt es keine einfachen Lösungen und die Menschen haben sowieso so viel Input an Informationen und Botschaften, dass das ein reiner Selbstschutz ist, sich nicht alles aufzuladen. Es ist viel einfacher wegzugucken.

Wie schafft man überhaupt, diese Frontsituation psychisch zu verarbeiten? Wie gehst du mit diesen krassen Erfahrungen um?
Ja, wie wird man die schrecklichen Bilder wieder los... Gar nicht, würde ich einfach mal sagen. Etwa 80-90 Prozent der Zeit, die ich in diesen Gebieten bin, sind ganz wunderbare Erfahrungen und Erlebnisse, weil ich mit Menschen zu tun habe, die einfach nur in Frieden leben wollen. Krieg ist ja nicht: Du gehst da hin und dann passiert da die ganze Zeit was. In den allermeisten Fällen wartest du auf etwas oder du fährst ewige Strecken, hängst an irgendwelchen Checkpoints fest. Das ist nicht wie im Film, das eigentliche Gefecht tobt nicht die ganze Zeit und überall. Sondern in den seltensten Fällen passiert das dann und du bist dann auch an dem Ort, wo es knallt. Mir hilft ganz massiv, dass ich in den meisten Fällen nicht im Gefecht bin. Da gibt es auch viele Bilder, die man nicht gemacht hat, weil man sich selbst sagt, komm, jetzt lass mal das Fotografieren sein und jetzt gehst du einfach mal ein bisschen Kicken mit den Jungs im Camp oder ein bisschen rumalbern mit den Kindern oder einen netten Tee trinken mit den Älteren. Und natürlich haben diese Menschen auch ihre Kriegsgeschichten und Spuren in den Gesichtern und an den Körpern. Die vergisst man nicht wieder.

Zurück in Deutschland nach so einem Aufenthalt: Wie nimmt man die eigene Heimat wahr?
Ich wohne in München, das ist der Wellness-Kokon des weltweiten Spa-Bereichs. Und wenn man dann am eigenen Körper erlebt hat, dass man nur fünf Flugstunden von einem der krassesten Kriegsgebiete entfernt ist, das ist schon skurril. Da muss man sehr diszipliniert sagen, hier ist hier und dort ist dort. Es bringt nichts, die Probleme von dort ins Hier mitzunehmen und den Leuten mit erhobenem Zeigefinger entgegen zu treten und zu sagen „Wenn ihr wüsstet, wie gut wir es alle haben“. Das löst berechtigterweise Reaktanz aus. Was man hingegen machen kann, ist zu versuchen, ein bisschen Reflektion zu inspirieren und zu ermuntern, statt einzufordern. Sonst baut man eher noch Mauern auf. Es ist ja nicht so, dass die Leute hier keine Probleme hätten. Die sind relativ gesehen natürlich marginal, aber aus der Perspektive des Problemhabenden ist dann halt eine Abgabe für eine Projektarbeit auch ein existenzielles Problem. Wir können nichts dafür, dass wir hier aufgewachsen sind und sie können nichts dafür, dass sie dort aufgewachsen sind.

Vielen Dank für die Eindrücke!

Das Interview führte Ladyna.

Das Gift der Frau

Die Geschichte der Menstruation ist von vielen Missverständnissen, Rollenbildern und Mythen geprägt und wird in allen drei Buchreligionen stigmatisiert. Über die Magie zwischen Frau und Kosmos, die „weinende Gebärmutter“ und das Tabu Menstruation.

von Ladyna

Man schrieb das Jahr 1920: Der Haartrockner wurde erfunden, der Friedensvertrag von Versailles trat in Kraft und der ungarische Arzt Béla Schick glaubte, die Existenz eines mysteriösen Giftes nachgewiesen zu haben. Als renommierter Mitbegründer der modernen Allergologie und Immunologie verfügte er über genügend Glaubwürdigkeit, sodass trotz seiner methodisch fragwürdigen Vorgehensweise ein Mythos in die Welt gesetzt wurde, der erst 1958 offiziell widerlegt wurde. Schick hatte seine Haushälterin dabei beobachtet, wie sie Blumen in eine Vase stellte, welche überraschend schnell welk wurden. Nach kurzer Nachfrage war ihm klar: sie menstruierte. Daraus schlussfolgerte er, dass es ein Menstruationsgift geben müsse, welches das frühe Ende der Blumen bewirkt habe. Er bezeichnete es als „Menotoxin“. Dieser Studie folgten weitere, von ähnlich fragwürdiger Qualität, oft ohne Kontrollgruppen und/oder mit fehlerhaften statistischen Methoden, die Menotoxin beispielsweise auch in Schweiß oder Muttermilch menstruierender Frauen fanden. Der dubiosen Substanz wurden toxische, allergie- und asthmaverursachende Wirkungen zugeschrieben, sie wurde als gefährlich für Pflanzen, diverse Tiere und selbst Säuglinge erklärt. Obwohl bereits einige von Schicks Zeitgenossen die Qualität seiner Forschung anzweifelten, war seine Theorie überaus erfolgreich und hielt sich noch, als sie wissenschaftlich längst nicht mehr haltbar war: Noch 1974 gab es in der renommierten medizinischen Fachzeitschrift *The Lancet* Diskussionen um Fotografien verwelkter Blumen von 1924, die angeblich die Existenz des weiblichen Gifts beweisen sollten. Auch wenn die wissenschaftliche Karriere des inexistenten Menotoxins eine besonders skurrile Episode der Geschichte der Menstruation ist: Menstruationsekel hat eine lange Tradition. Ganz im Gegensatz zu der recht unspektakulären biologischen Erklärung für die monatliche Blutung, hat die Gesellschaft diese etwa 65 ml Menstruationsblut mit verschiedenen Bedeutungen aufgeladen. Vom Gift hin zum magischen Saft, wurde der Mischung aus Blut, Sekreten und Schleimhautresten allerlei unterstellt. Und somit auch der Frau.

Menstruierende Frauen in den Religionen

Die strengen Regeln und Verbote, die menstruierenden Frauen in allen drei Buchreligionen auferlegt wurden, zeugen bereits von einer Stigmatisierung der Monatsblutung. „Hat eine Frau Blutfluss und ist solches Blut an ihrem Körper, soll sie sieben Tage lang in der Unreinheit

ihrer Regel verbleiben. Wer sie berührt, ist unrein bis zum Abend“, steht im 3. Buch Mose. Dies bedeutet nichts anderes als ein systematischer Ausschluss von Frauen vom gesellschaftlichen und religiösen Leben für sieben Tage im Monat. Im Christentum wurde Menstruation als Strafe für Evas Sündenfall interpretiert, den nun kollektiv alle Frauen zu tragen hätten. Aufgrund der besonderen Stellung von Maria in der katholischen Theologie, die es nicht zuließ, dass diese makelbehaftet war, wurde Maria offiziell als Nicht-Menstruierende deklariert. Ein Verbot von Sexualkontakt, dem Betreten der Moschee (außer in äußerst dringenden Fällen) und des Betens findet sich auch im Islam. Wie im Judentum ist hier ein rituelles Bad nötig, um die Reinheit der Frau wiederherzustellen. „Und sie fragen euch nach der Menstruation; sprich: Es ist schädlich, also haltet euch von den Frauen während der Menstruation fern“, steht im Koran 2:222. Bis 2008 beschränkte der Oberste Gerichtshof von Kerala, Indien, für Frauen im menstruationsfähigen Alter den Zutritt zu einem hinduistischen Schrein. Auch heute ist es dort Frauen nur mit Polizeischutz möglich, den Tempel zu besuchen.

In den meisten Religionen wird der Mann als Maßstab des Menschen betrachtet, Rituale und Vorschriften sind oft geschlechtsspezifisch. Der Religionshistoriker Friedrich Heiler ging in den 50er Jahren sogar so weit, Religionen im Allgemeinen als „Männerreligionen“ zu bezeichnen. Der Soziologe Emile Durkheim maß Menstruation 1963 eine solch große Bedeutung für die Entwicklung menschlicher Religiosität zu, dass er Menstruation als die Basis aller Religionen bezeichnete. Menstruation habe regelmäßig den Kontakt zwischen den Geschlechtern abgebrochen. So hätten sich die ersten kollektiven Rituale entwickelt. Für Durkheim ist Blut kulturell grundsätzlich mit Ekel und Tabus behaftet. „Da Sex einen Mann in engsten Kontakt mit dem Blut einer Frau brachte, gehörten zu den Tabus vor allem sexuelle Verbote“, schrieb er.

In den religiösen Vorstellungen können sich auch gesellschaftliche Strukturen zu einem gewissen Grad widerspiegeln: Religion und Kultur nehmen immer einen großen Einfluss aufeinander. So können sich auch misogyne Tendenzen gegenseitig verstärken. Die Stigmatisierung von Menstruation ist auch eine Folge des gesellschaftlichen Frauenbildes. Bereits im antiken Griechenland galt das Weibliche als eine Abweichung, als der unfertige Mann. In dieser Logik mussten rein weibliche Körperfunktionen eine Mangelhaftigkeit aufweisen. Selbst in einigen Kulturen, die Menstruationsblut als magisch oder mächtig begriffen, konnte diese Vorstellung in ein negatives Frauenbild eingepasst werden. So war der römische Gelehrte Plinius der Ältere der Meinung, dass nackte menstruierende Frauen Hagelstürme und Würmer vertreiben könnten. Bei den Cherokee galt Menstruation als heilig und mächtig, sie befähige die Frau zur Vernichtung von Feinden. Trotzdem schürte dies eher Ängste um Machtverlust seitens der Männer als zur Befreiung der Frau beizutragen.

Die Weiblichkeit des Mondes

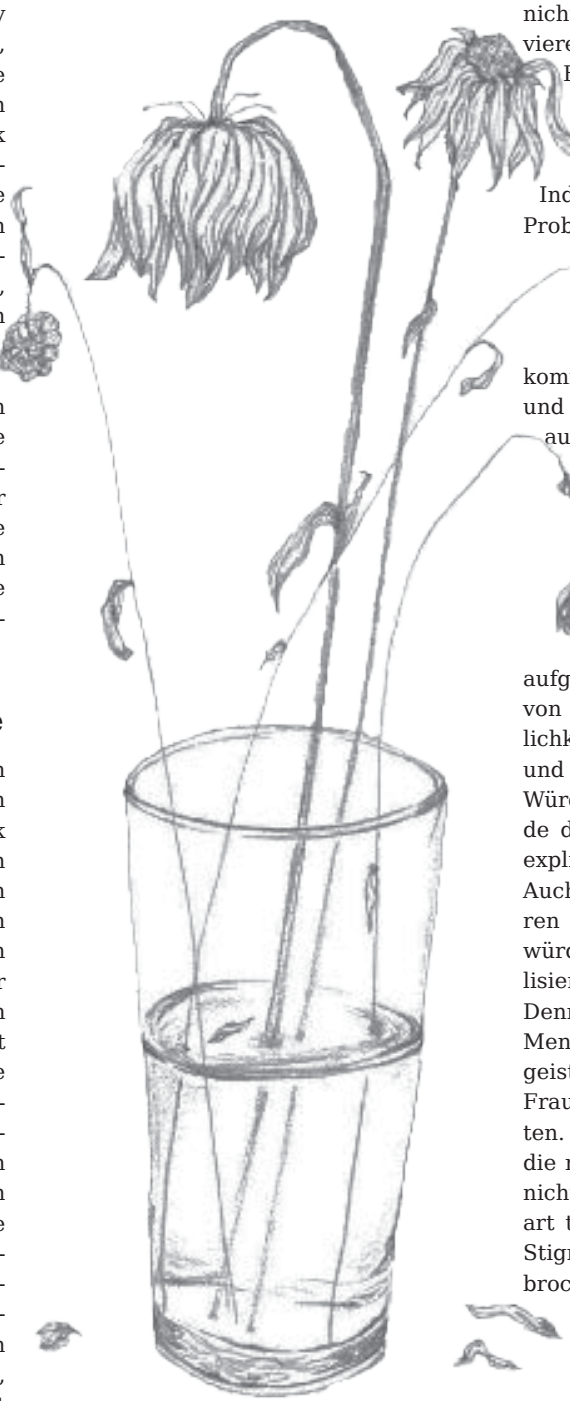
Menstruation als Synchronisation der Frau mit dem Zyklus des Mondes ist ein Motiv, welches sich in vielen Mythen und Traditionen, aber auch in der modernen Esoterik wiederfindet. Die Frau stünde im Einklang mit einer größeren kosmologischen Ordnung. Bei seiner Erforschung der Mythologie der autochthonen Völker in Nord- und Südamerika hob etwa der französische Anthropologe Claude Lévi-Strauss hervor, dass in vielen Kulturen Männer die Menstruation der Frauen überwachten, um sicherzustellen, dass diese Synchronisation intakt bleibe. So solle Chaos verhindert werden. In matriarchalischen Kulturen waren hingegen positive Konnotationen zu finden, was den Zusammenhang zwischen Frauenbild und Menstruationstabus noch deutlich werden lässt. Der Blutverlust sei eine Art symbolischer Tod, da Blut als Symbol des Lebens galt, welcher notwendig sei, um neues Leben zu ermöglichen. Sie sahen Menstruation somit als Symbol der Wiedergeburt und der Erneuerung an. Die Stigmatisierung von Menstruation ist eine Folge des gesellschaftlichen Frauenbildes, welches auch in Europa bis in die Moderne vom Patriachat geprägt wurde. Körperfunktionen von Frauen wurden als minderwertig und negativ rezipiert, weil der Mann für den Mensch an sich stehe, während in der Frau lediglich die Abweichung gesehen werde, was zu einer Objektivierung der Frau führe, schrieb die französische Philosophin und Feministin Simone de Beauvoir im Jahr 1949. Das wird im Kontext der Menstruation ganz besonders brisant, welche ja tatsächlich bei vielen Frauen mit Unwohlsein und verminderter Leistungsfähigkeit einhergeht. „So what would happen if suddenly, magically, men could menstruate and women could not? Clearly, menstruation would become an enviable, worthy, masculine event”, fasste die Feministin Gloria Steinem dieses Phänomen zusammen. Die Kulturgeschichte der Menstruation ist damit auch eine Geschichte der Machtdynamik zwischen den Geschlechtern.

Wie Béla Schicks haltlose These vom Gift der Frau zeigt, reproduzierte auch die Wissenschaft das Stigma nicht nur, sondern untermauerte es noch weiter. Mit der aufkommenden Aufklärung wurden Unterschiede zwischen Männern und Frauen nicht mehr als „gottgewollt“, sondern als „natürlich“ angesehen. Das änderte zwar die Legitimitätsgrundlage, verbesserte aber nicht die gesellschaftliche Stellung der Frau. Im Geschlechterverständnis der Aufklärung wurden Männer mit Kultur und Vernunft assoziiert, während Frauen eher für Natur und Körperlichkeit standen. Statt Frauen als unvollständige Männer zu begreifen, wurden sie nun als fundamental gegensätzliche Wesen angesehen. Jean-Jacques Rousseau sah die Ursache von Menstruation in den negativen Auswirkungen der Zivilisation auf die Frau. Diese sei für ein Leben mit zu viel Essen, zu wenig Bewegung und einer durch die Gesellschaft eingeschränkten Sexualität nicht gemacht. Zwar war im 19. Jahrhundert schon ein Zusammenhang zwischen Eisprung und Menstruation bekannt, allerdings dachte man, dass der Eisprung wie bei Hunden während der Blutung stattfinde. Dies führte zu einer

sexuellen Aufladung der Menstruation. Die Regelblutung wurde zunehmend als Leiden begriffen, welches durch eine nicht zu Stande gekommene Schwangerschaft verursacht wurde. Das ging so weit, dass Menstruation als Weinen der Gebärmutter um das nie gezeugte Baby ausgelegt wurde. So empfahlen Ärzte, dass Frauen ab der Geschlechtsreife permanent schwanger sein sollten. In diese Tradition von Männern, die stark geprägt ist vom Glauben an die Minderwertigkeit von Frauen und in der sie über deren Körper forschen, reiht sich auch Schick ein. Er selbst schrieb im Resümee seiner Originalveröffentlichung, dass mit seiner Entdeckung für ihn auch ein volkstümlicher Mythos bestätigt wurde, den er nur allzu gerne erwiesen sehen wollte: „Ich aber sage, wir sollen uns freuen, dass dieser Glaube [dass die Menstruierende unrein sei] nicht ausgerottet ist. Wir sollen dem Volke dankbar sein, daß es an solchen durch mündliche Überlieferung fortlebenden Tatsachen zähe festhält. Erst spät kommt oft die Wissenschaft dazu, solche Tatsachen anzuerkennen.“

Das Tabu Menstruation heute

Bis heute sind die Monatsblutungen mit Tabus und verzerrten Vorstellungen aufgeladen. Ideen wie das von Schick postulierte Menstruationsgift wurden zwar in Europa durch die feministischen Bewegungen, den wissenschaftlichen Fortschritt und den damit verbundenen Reflexionsprozess über die Rolle der Geschlechter überwunden. Trotzdem gilt Menstruation immer noch als nicht zeigbar. In der Werbung trifft man sie beispielsweise nur in stark verfremdeter Form als blaue Flüssigkeit an. Manche Wissenschaftler sehen sogar einen Zusammenhang zwischen Menstruation und dem Gender Pay Gap: Frauen würde unterstellt, dass sie öfter fehlen, weniger leistungsfähig wären und ihnen würden deswegen geringere Aufstiegschancen eingeräumt. Während es in einigen Ländern (Japan, Südkorea, Indonesien, Taiwan und Sambia) sogar das Recht auf Menstruationsurlaub gibt, haben vor allem Frauen und Mädchen in Entwicklungsländern Schwierigkeiten aufgrund des fehlenden Zugangs zu Hygieneprodukten, sauberen Sanitäranlagen oder der mangelnden Gesundheitsbildung. Die Beeinträchtigung geht so weit, dass menstruierende Mädchen oft die Schule nicht besuchen können und damit gravierende Bildungsnachteile erfahren. Eine Studie von 2008, die die Art und Häufigkeit von Problemen im Zusammenhang mit der Menstruation bei jugendlichen Mädchen in Indien und die Auswirkungen dieser Probleme auf den Alltag untersuchte, fand heraus, dass 17% der Mädchen aufgrund ihrer Fehlzeiten eine Klasse wiederholen mussten. Hinzu kommen sexuelle Gewalt, Ausgrenzung und hygienische Probleme in Bezug auf die Monatsblutung. Dabei können Aufklärungskampagnen Erstaunliches leisten: beispielsweise bildet UNICEF Jungen zu sogenannten Menstruation Allies aus. Nach eigenen Angaben können sie so den Anteil der Jungen, die es für falsch halten, Mädchen aufgrund von Menstruation zu mobben, von 61% auf 95% erhöhen. Eine Möglichkeit, das Tabu weiter aufzubrechen und damit Gesundheit, Sicherheit und Würde von Frauen zu stärken, bestünde darin, Menstruationshygiene als ein explizites Menschenrecht aufzunehmen. Auch wenn es implizit bereits von anderen Menschenrechten abgedeckt wird, würde dies eine Aufwertung und Normalisierung der Monatsblutung bedeuten. Denn die Folgen der Stigmatisierung von Menstruation können gefährlich für die geistige und körperliche Gesundheit von Frauen sein und deren Würde missachten. Dies mag ein symbolischer Schritt in die richtige Richtung sein. Trotzdem ist nicht davon auszugehen, dass eine derart tief in der Gesellschaft verwurzelte Stigmatisierung in so kurzer Zeit aufgebrochen werden kann. □



Reconciliation in Postcolonial Canada

Even if first steps have been taken, the traumas of cultural genocide against Indigenous People are still a hotly discussed topic in Canada.

by Janine Murphy

The advertisement is prominent in the pharmacy´s window as it has been almost all winter. Touting the benefits of a new superfood, Aronia, which is said to naturally boost the immune system, it attempts to connect the discovery of the berry's medical properties with a long history of use, relating it to a precolonial traditional medicine of North American Indigenous People. On its website, the company-provided history of the berry contends that the Iroquois People of America used the berries as a preservative for meat and brewed the leaves in hot water as a cure for the common cold. If the marketing connection between the berry and traditional Indigenous medicine was not clear enough, the branding aid of Yakari, a Franco-Belgian cartoon based on a young, presumably sixteenth-century Sioux American, makes the connection clear. This is the medicine of the friendly, what Jacquelyn Kilpatrick refers to as "Hollywood Indian" who long used the land rather than pharmaceuticals to cure illnesses. It is not the ad per se that draws my attention as I walk past it—stereotypical depictions of Indigenous People are common in Germany. Instead, I am struck by the newness of the advertisement. In 2020, shouldn't we have come far enough not only to recognize that cultures are not costumes but also that a caricature surely shouldn't be used as branding for a product?

This question is relevant to me because I grew up in Canada, which is currently undergoing a process of reconciliation. I grew up in Canada's most easterly province of Newfoundland and Labrador. With a population of 500,000, most residents live on the island of Newfoundland, which has nearly as much landmass as Germany. When I attended school in the 1990s, we were vaguely made aware of the people whose lands our ancestors had declared their own. Historical narratives of the people who had been there before us focused largely on the struggle of the white settlers to tame the wild easterly lands and protect their settlements. The Indigenous People, the Inuit of Nunatsiavut, NunatuKavut and the Innu of Nitassinan of Labrador, and the Mi'kmaq and Beothuk peoples of Newfoundland, played the role of the off-threatening Other. For those of us who grew up on the island, the historical narrative frames it as being indigenousless, with only one Mi'kmaq reservation in the small community of Conne River (Miawpukek). The predominant Indigenous group, the Beothuk People, did not survive European colonialism. Modern Indigenous People were largely seen as a Labrador Affair. As the Government of Newfoundland and Labrador's Heritage Webpage on the Indigenous history, published in 1997, frames it: "As a result of a complex mix of factors, the Beothuk became extinct in 1829 when Shanawdithit, the last known Beothuk, died in St. John's." The language there captures the general narrative: Beyond the reservation, the Indigenous People of Newfoundland had seemingly simply ceased to exist after the nineteenth century.

Reminders that we stood on the lands of a people there long before colonialism, the biggest of those "complex factors," sets its sights on the region's rich resources emerged in public discourses of Indigenous People's struggles to adopt to the "modern" way of life. The Newfoundland and Labrador media found a posterchild in the 1990s. In 1993, a video was released to the media of six children in the northern Labrador town of Davis Inlet under the age of fourteen inhaling gasoline and declaring that they wanted to die. The video was repeatedly played throughout that winter on the evening news. Davis Inlet had been settled by the Innu People of Labrador in the early 20th century as caribou populations dwindled. Without access to a stable food source, the hunter-gatherer lifestyle had to be adapted to ensure access to non-caribou food sources. Settling in Davis Inlet provided access to supplies from the Hudson's Bay Company, a colonial remnant of the fur trade, which had substantially altered Indigenous ways of life in Canada, bringing them into wars between the British and the French colonists and disrupting traditional nomadic and hunter-gatherer practices.

Resettling again and again

Settlement in Davis Inlet presented significant challenges. The Government of Newfoundland and of Canada attempted several times to forcibly settle the Innu elsewhere, each new settlement making it more difficult to engage in caribou hunt. The Innu People had to return to Davis Inlet, tying survival not to the land but to the grocery store. At the same time, government-provided housing was inadequate for the weather, water supply was insufficient and contaminated, and diseases like tuberculosis spread. Such decisions were not made in the time of my nineteenth-century forefathers, but of my parents.

The 1993 video had been predated by what the media dubbed the "Valentine's Day Tragedy" in 1992, when six Innu children died in a house fire. The children had been left unattended as their parents went to a community dance. As a Canadian Broadcasting Corporation (CBC) report evoking the language of Innu failure from the time put it: "At the time of the Valentine's Day tragedy, nearly all the adults in Davis Inlet were receiving public assistance and getting drunk on home brew—a powerful concoction of sugar, molasses and yeast stirred into boiling water and left overnight to ferment." The video a year later of children inhaling gas was seen as a cry for help from a community that was failing its children. In an attempt to address the problem, the Innu communities of Davis Inlet and Sheshatshit reached out to the Federal Government of Canada for help. Against the background of a national and international outcry, the Government of Canada agreed to resettle the community of Natuashish, investing $200 million in the new community. Problems nonetheless persisted. Despite the federal money that was made available to give the Innu People "a foundation that had been missing for so long" and despite finally having access to clean water and warm homes, the new settlement of Natuashish continued, as the CBC not so cryptically put it, dealing with the "hangovers" of the past and frustration grew. Things had not gotten better for the children of Natuashish. After leaving, standards of education remained low in the once again resettled community, with poor attendance rates, and a high prevalence of fetal alcohol syndrome among students. As another CBC segment problematically termed it, "Educating the Innu" was proving to be difficult. Simply moving a town and throwing money at it would not be the saviour the Government had believed it would be.

This was not the first time that the Government of Canada had failed its Indigenous citizens. A 2014 Report from the United Nations explained that, despite clear legal frameworks and policy initiatives meant to protect Indigenous rights, a well-being gap between Indigenous and settler Canadians remained. Addressing this gap, the report proposed, would be a daunting task against the background of Indigenous Canadians' distrust of the government institutions.

Canadian *Vergangenheitsbewältigung*

Distrust of the Government of Canada stems from the long-standing mistreatment of Indigenous Canadians, a major remnant not of the colonial period but of the Canadian Indian Act (1876). Under it, the Canadian Indian residential school policy was implemented to educate Indigenous People in Christian-church run boarding schools that were funded by the Federal Government's Department of Indian Affairs. The impetus for the program was the belief that if Indigenous children were removed from the influence of their own culture, they could become Canadian under the leitmotif "kill the Indian in the child". Nearly 150,000 Indigenous Canadians were relocated to such boarding schools, many of whom—estimates in the thousands—never returned. Those who survived the schools emerged significantly traumatized by the experience of being forcibly removed from their families and the loss of language and culture. This was further compounded by the physical and sexual abuse many endured at the hands of those who were supposed to be their teachers. The schools' legacy is a trauma passed through generations, manifesting as stress, alcoholism, substance abuse and a suicide rate three times higher than non-Indigenous Canadians.

Today, the Government of Canada, Canadian and Indigenous People have entered a phase of reconciliation. The Truth and Reconciliation Commission of Canada, established in June 2008 as part of the Indian Residential Schools Settlement Agreement, concluded that the residential school system was an institutionalised policy of cultural genocide against Indigenous Peoples. The report contains "94 Calls to Action" to reconcile the legacy of the residential school policy by addressing the harms caused by it and to begin a process of reconciliation by establishing the foundation for a better relationship between the Canadian federal and provincial governments and Indigenous Nations. This marks a first, long overdue step in recognizing the role the Canadian government and Canadians have played in the trauma Indigenous communities faced through the violence of conversion and Canadianization.

The majority of the calls for action remain, however, incomplete and unaddressed. What the Truth and Reconciliation Report has done is confront Canadians with direct evidence not of our ancestors as the willing executioners of a genocide against Indigenous People but of our parents´ and our own generations' willful ignorance of a cultural genocide that continues to unfold. It is time for Canada's *Vergangenheitsbewältigung*. As I write, protests have broken out across Canada in a battle between Indigenous rights and oil and gas pipelines. Media pundits are now talking of a Catch 22 between rewarding Indigenous People with meetings with federal leaders in response to illegal protests that saw the Canadian rail system come to a standstill. So, if we want to start looking for an answer as to how someone, somewhere felt the advertisement in the window of a German pharmacy is a good idea, we don't have to look much further than my home continent. As part of a larger genocide of Indigenous culture and people, we exported the caricature and spent centuries fine-tuning it. Part of the reconciliation process is going to require investing the same energy in undoing the export. Maybe that ought to be a ninety-fifth call for action? □

Dr. des. Janine Murphy

is a research assistant at the Chair for Modern History at the FSU Jena. Her research interests include German and European History in the 19th Century, Sports History, historiographic methods and academic writing. In her habilitation project, she is currently researching about the German Gymnastics Movement in America.

Digitalisierung als Klimaretter?

Digitalisierung ist in aller Munde – trotzdem können laut TNS Infratest lediglich rund 10% der Deutschen Begriffe wie Industrie 4.0, Big Data oder Internet der Dinge erklären. Ganz zu schweigen davon, dass fast niemand absehen kann, welche Folgen Digitalisierung für die Umwelt mit sich bringt.

von Ladyna

The digital revolution is far more significant than the invention of writing or even of printing“, meinte der amerikanische Pionier der PC-Entwicklung, Douglas Engelbart. Dagegen schrieb die Pulitzer-Preisträgerin Jennifer Egan: „The problem was precision, perfection; the problem was ‚digitization‘ which sucked the life out of everything that got smeared through its microscopic mesh.“ Das Thema polarisiert, obwohl viele nur eine vage Vorstellung davon haben, welche tiefgreifenden Veränderungen Digitalisierung mit sich bringt oder was hinter den einzelnen Konzepten steckt. Gleichzeitig liegt der Fokus des Diskurses klar auf den sozialen Folgen der Digitalisierung, während die ökologischen Auswirkungen so gut wie gar nicht thematisiert werden. Obwohl es sich bei Digitalisierung und Klimawandel um zwei der meistdiskutierten Themen der Gegenwart handelt, werden sie unzureichend zusammen gedacht. Dabei gibt es einige Stimmen, die die Digitalisierung als Klimaretter sehen. Schätzungen des American Council for an Energy-Efficient Economy zufolge konnte die US-Wirtschaft 2006 mit jeder Kilowattstunde Strom, die für den Betrieb von Informations- und Kommunikationssystemen nötig war, mehr als das Achtfache an Strom einsparen. Auch die SMARTer-2030-Studie aus dem Jahr 2015, die von unterschiedlichen Kommunikationsunternehmen und der Beratungsfirma Accenture gesponsert wurde, entwirft ein überaus positivistisches Bild der Energieeinsparungsmöglichkeiten, die Digitalisierung bis 2030 ermöglicht. Sie hält globale CO_2-Einsparungen von 20% durch Digitalisierung bis zum Jahr 2030 für möglich. Das klingt verlockend, denn so könnte Deutschland bis dahin 83% der laut des nationalen Klimaschutzplan erforderlichen Emissionsreduktionen mittels Digitalisierung erreichen. Für viele erscheint das attraktiver als Maßnahmen, die mit Verzicht gekoppelt sind.

Die Verheißungen der Digitalisierung

Allein im Mobilitätssektor sieht die Studie ein Einsparungspotenzial von 3,6 Milliarden Tonnen Treibhausgas. Das soll vor allem durch drei große Veränderungen herbeigeführt werden: E-Mobilität, autonomes Fahren und Sharing Economy. Mittels autonomem Fahren könnte der klassische PKW, der lediglich von einer Person oder einer Familie verwendet wird und deswegen fast 90% seiner Lebenszeit in Parkposition fristet, von einer Art automatisiertem Taxi abgelöst werden. Durch Routenoptimierung könnten mehrere Menschen mit ähnlichen Wegen gemeinsam von A nach B gebracht werden, was die Auslastung erhöhen und die Emissionen pro Kopf verringern würde. Zudem ist dank Verkehrsüberwachung eine automatische Umleitung und damit Stau-Reduktion möglich, die Einhaltung und Verschärfung von Tempo-Limits würde ebenfalls zu einem geringeren Energieverbrauch führen. Insgesamt könnten solche Robo-Taxis vor allem eine Lösung für den ländlichen Raum darstellen und öffentliche Verkehrsmittel ergänzen, Parkflächen würden eingespart, wobei trotzdem ein hohes Maß an individueller Flexibilität gewährleistet werden könnte. Laut einer Schweizer Studie sparen schon jetzt Car-SharingNutzer*innen bis zu 7% ihrer jährlichen CO_2-Emissionen im Vergleich zu Autobesitzer*innen. Ein Car-Sharing-Auto kann bis zu zehn private Autos ersetzen. Ähnliche Effekte könnten auch für den Transport von Waren genutzt werden: Eine Studie aus Frankreich hat gezeigt, dass intelligente Logistiklösungen eine bessere Auslastung von LKWs ermöglichen, was zu einer Emissionsreduktion von bis zu 27% führen könnte.

Nicht nur der Transport, sondern alle Lebensphasen eines Produktes sind von der Digitalisierung betroffen. Die immensen Mengen an Daten, die erhoben und ausgewertet werden können, ermöglichen auch erstmalig, für jedes Produkt dessen ökologischen Fußabdruck transparent zu machen. So können Kunden wesentlich bessere Kaufentscheidungen treffen, aber auch Behörden ihre Regularien an Umweltgesichtspunkte anpassen. Auch die Energiewende kann durch Digitalisierung beschleunigt werden. Eine der größten aktuellen Schwierigkeiten bei dem Ausbau erneuerbarer Energien ist die Anpassung der Stromproduktion an den Bedarf, da beide Faktoren stark schwanken. Im konventionellen Energieversorgungssystem musste lediglich die Produktion an den Verbrauch angepasst werden. Durch die Wetterabhängigkeit von Wind- und Solarenergie sind die Steuerungsmöglichkeiten der Produktion nun stark vermindert. Digitalisierung

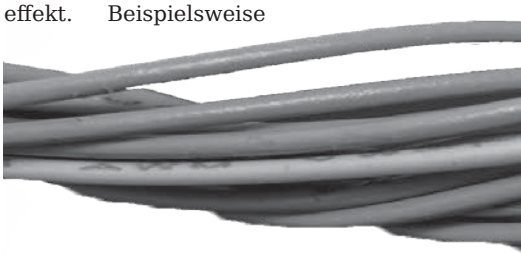
kann zu einer Lösung des Problems beitragen, da sie zumindest teilweise eine Steuerung des Verbrauchs ermöglicht. Energieintensive Produktionsprozesse (z.B. Aluminiumherstellung) könnten bevorzugt bei Stromüberschuss durchgeführt werden. Gleichzeitig besteht die Möglichkeit, mittels Power-to-X im Falle eines Überschusses langfristig Strom zu speichern und bei Bedarf wieder einzuspeisen. Allerdings sind die Wirkungsgrade von Power-to-X-Technologien sehr gering, so dass diese nur bei großen Stromüberschussmengen Sinn machen. Selbst in Privathaushalten könnten energieintensive Prozesse (wie etwa Waschen) zeitlich verschoben werden, wenn gerade nur wenig Strom verfügbar ist. Dieses Konzept wird als Smart Grid bezeichnet. Auch die Landwirtschaft könnte durch die Digitalisierung umweltfreundlicher werden. Beispielsweise ist es durch den Einsatz von Bodensensoren möglich, sowohl die Bewässerung als auch die Düngung von Pflanzen bedarfsgerecht zu steuern, um Wasser einzusparen und Überdüngung sowie deren Folgen (z.B. Bodenversauerung oder Nitrateintrag) in Gewässern zu reduzieren. Die SMARTer-Studie geht davon aus, dass bis 2030 durch intelligente Bewässerungssysteme weltweit das sechsfache Volumen des Bodensees eingespart werden könnte und Ertragssteigerungen von bis zu 30% möglich seien. Ein weiterer Ansatzpunkt ist die Förderung von Kleinbauern, die eine wesentlich umweltfreundlichere Landwirtschaft betreiben als dies bei vielen Großbetrieben der Fall ist. Diese können durch Apps zum einen mit Wissen unterstützt werden, sodass sie zur richtigen Zeit aussäen oder Hilfestellung bei der Schädlingsbekämpfung erhalten, zum anderen können über Plattformen entsprechende landwirtschaftliche Geräte wie Traktoren für kurze Zeit gemietet werden, deren Anschaffungskosten die Bauern nicht aufbringen können. Softwarekonzerne werden dabei aber weniger von humanistischen Idealen angetrieben, sondern sehen die Kleinbauern eher als unerschlossene Datenquelle, die für sie äußerst einträglich sein kann.

So positiv all diese Einzelaspekte auch klingen mögen: Digitalisierung geht zwar oft mit gesteigerter Effizienz einher, dass daraus auch nachhaltige Energieeinsparungen folgen, ist jedoch kein Automatismus. Ganz im Gegenteil sorgt Digitalisierung in vielen Fällen für einen wachsenden Energiehunger, da ein gewaltiges Maß an Infrastruktur aufgebaut und betrieben werden muss, um digitale Güter überhaupt nutzen zu können. Im Jahr 2015 wurden allein 3% der gesamten deutschen Emissionen durch den Betrieb von Informations- und Kommunikationstechnologien verursacht. Da die enorme Nutzung von Serverfarmen, Datencentern und der Kommunikationsaufwand zwischen Geräten zu einer Verlagerung des Stromverbrauchs vom Nutzer hin zum Anbieter digitaler Dienste und Infrastrukturen führt, werden Emissionen in einer Gesellschaft, die immer wieder die Verantwortung für den Umweltschutz auf den Einzelnen schiebt, zunehmend unsichtbar. 2015 fiel in der Schweiz bereits ein Drittel der Emissionen solcher Technologien bei Telekommunikationsnetzbetreibern und Rechenzentren an.

Der Reboundeffekt und seine Folgen

Hinzu kommt, dass viele Aktivitäten, die längst zum normalen Alltag gehören, einen immensen Energiebedarf haben, ohne, dass wir uns dessen bewusst sind. Das Anschauen eines 10-minütigen YouTube-Videos entspricht etwa dem Energieverbrauch, den ein Herd auf höchster Stufe in 5 Minuten benötigt. Im Gegensatz zum Herd ist der Energieverbrauch von Smartphones unsichtbar. Diese Zahlen sind besonders erschreckend, wenn man bedenkt, wie oft digitale Güter parallel und nebenbei konsumiert werden. Das weltweite Streaming hat jährlich die gleiche Menge CO_2-Emissionen zu verantworten wie ganz Spanien pro Jahr. Auch hinter jeder Google-Suchanfrage steckt ein gigantischer Aufwand: Der Konzern betreibt über eine Million Server weltweit und verarbeitet täglich eine Milliarde Suchanfragen. Der Stromverbrauch des Unternehmens ist alleine von 2015 auf 2016 um 20% gestiegen.

Grundsätzlich ist es nicht damit getan, nur den Verbrauch der Technologien zu betrachten. Neben den unmittelbaren Effekten durch Produktion, Nutzung und Entsorgung und der positiven Folge, dass Informations- und Kommunikationstechnologien andere, schädlichere Produkte ersetzen können, müssen auch langfristige und weitreichende systemische Auswirkungen der Einführung neuer Technologien bedacht werden. Solche Effekte zweiter Ordnung sind in vielen Fällen von menschlichem Handeln abhängig, welches durch komplexe Zusammenhänge und ständige, manchmal plötzliche Veränderungen geprägt ist. Besonders fällt dabei der sogenannte Reboundeffekt ins Gewicht: Digitalisierung geht zwar oft mit gesteigerter Effizienz einher, aber die sinkenden Kosten und die vermeintliche Umweltfreundlichkeit führen meist zu erhöhtem Konsum desselben oder anderer Produkte. In den letzten 50 Jahren wurden etwa zwei Drittel der Effizienzsteigerungen durch neue Produkte und gesteigerte Nachfrage zunichte gemacht. Zunehmende personalisierte Werbung, der leichtere Kontakt mit anderen Marktteilnehmern und die bessere Preisvergleichbarkeit fördern insgesamt einen erhöhten Konsum. Online-Shopping ersetzt die konventionelle Variante nicht, sondern sie ergänzen sich und generieren insgesamt eine höhere Nachfrage. Digitalisierung ist zudem ein Innovationstreiber, sodass Produkte mit zunehmender Geschwindigkeit veralten, ohne, dass überzeugende Recyclingstrategien für teure und seltene Rohstoffe entwickelt werden. Das ist insofern problematisch, als dass zwei Drittel der Emissionen bereits bei der Produktion anfallen. Viele digitale Anbieter erbringen zwar auch Dienstleistungen, doch auch diese verbrauchen nicht grundsätzlich weniger Ressourcen als Waren – der Verbrauch ist nur oft weniger sichtbar. Denn zur Nutzung digitaler Güter werden meist neue Geräte benötigt, man spricht vom Rematerialisierungseffekt. Beispielsweise



ist erst ab 60 Büchern, die auf einem E-Book-Reader gelesen werden, die Einsparung pro nicht gedrucktem Buch so hoch, dass sich der Aufwand, das Gerät zu produzieren und zu betreiben, lohnt.

Folgen der Digitalisierung als Beschleunigungeffekt

Ist Digitalisierung unterm Strich also gut oder schlecht für unseren Planeten? Die Antwort hängt vor allem davon ab, wie viele Faktoren in die Betrachtung miteinbezogen werden. Eindeutige Antworten gibt es nicht, die tatsächlichen Folgen abzuschätzen ähnelt einem Blick in die Kristallkugel. Die Schwierigkeiten ergeben sich dadurch, dass es sich um komplexe globale Prozesse handelt, die fast alle Facetten öffentlichen und privaten Lebens betreffen. Aufgrund der Komplexität der Thematik ist ein interdisziplinärer Forschungsansatz nötig, um beispielsweise auch Erkenntnisse aus Soziologie, Psychologie und Wirtschaftswissenschaften einbinden zu können. Denn im Kontext Digitalisierung kommen oft kollektive Prozesse zum Tragen, die die Umweltwissenschaften kaum beleuchten können. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn analoge Alternativen zu digitalen Gütern unwirtschaftlich werden und nicht mehr auf dem Markt angeboten werden oder wenn durch Netzwerkeffekte nur noch die Produkte mit dem höchsten Kundenkreis attraktiv sind.

Ein weiteres Problem ist auch, dass Energiebilanzen häufig nur für ein einzelnes Land aufgestellt werden. Doch selbst wenn die Emissionen eines Industrielandes sinken, ist dies meist der Auslagerung von Emissionen in Länder der südlichen Hemisphäre und keiner nachhaltigeren Lebensweise geschuldet. So werden auch Umweltschäden externalisiert. Auch diese Globalisierungsphänomene werden von der Digitalisierung eher erleichtert als reduziert. In letzter Konsequenz argumentieren besonders Vertreter der Postwachstumsökonomie, dass Digitalisierung immer zu Wirtschaftswachstum führt, welches in der Vergangenheit immer mit gesteigerter Umweltbelastung einhergegangen ist. Aus dieser Perspektive kann es also keine ökologische Digitalisierung geben. Auch zeigt die Fragestellung ein allgemeines Problem von Wissenschaft auf: Je kleiner der Umfang einer bestimmten Analyse ist, desto einfacher können verlässliche, quantitative Aussagen getroffen werden. Gleichzeitig ist eine Systemblindheit für komplexere Zusammenhänge und Folgeeffekte vorprogrammiert. Geht man die Fragestellung umgekehrt möglichst großskalig an, so erhöhen sich die Unsicherheitsfaktoren. Konkrete Ergebnisse sind nicht mehr möglich, Einflussfaktoren können nicht isoliert betrachtet werden, Kausalitäten können nur schwer bestimmt werden. Diese Mikro-Makro-Diskrepanz ist ein Grund, warum so wenige definitive Aussagen in Bezug auf die Nachhaltigkeit der Digitalisierung möglich sind.

Digitalisierung ist nicht per se gut oder schlecht für das Klima – sie ist ein allgemeiner Beschleuniger, der in einer Gesellschaft, die auf der Ausbeutung der Natur begründet ist, auch diese Grundtendenz verschlimmert. Eine ökologische Digitalisierung ist wohl nicht ohne einen tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel möglich. Denn bei den Schlagworten „nachhaltiger Konsum“ und „Effizienzsteigerung“, zu denen auch Digitalisierung beitragen kann, darf nicht vergessen werden, dass Konsumverzicht immer die umweltfreundlichste Variante darstellt. Um eine nachhaltige Digitalisierung zu ermöglichen, muss also die Wegwerfmentalität überwunden werden. Dazu ist ein fundamentaler Wertewandel notwendig – soweit das im gegenwärtigen Wirtschaftssystem möglich ist. Zudem muss angesichts der Tatsache, dass es sich bei Digitalisierung um einen Megatrend mit Eigendynamik handelt, endlich die Politik Verantwortung übernehmen. Selbst die wirtschaftsliberale Unternehmensberatung McKinsey spricht im Zusammenhang mit der Digitalisierung von einer „Renaissance des Staates“. Dabei muss vor allem auf ursachen-orientierte Umweltgesetzgebung geachtet und Daten zu Emissionen und Umweltauswirkungen öffentlich gemacht werden, um ökologische Auswirkungen besser quantifizieren zu können. Nur so kann Digitalisierung im Kampf gegen den Klimawandel von Nutzen sein. □

Der Entkopplungsmythos

Lassen sich Wachstumsdogma und Umweltschutz vereinbaren? Auch wenn wirtschaftsliberale Kreise an diese Entkopplung glauben, aus Sicht der Kapitalismuskritik ist sie nicht haltbar. Unsere Gastautorin erklärt, warum.

von Birte Strunk

Der Klimawandel ist seit spätestens 2019 in aller Munde – Greta Thunberg und Fridays for Future haben, zumindest in Europa, erreicht, was Wissenschaftler*innen seit den 70ern verzweifelt versuchen: einen öffentlichen Diskursraum zu schaffen, in dem man an der „Klimafrage“ nicht vorbei kommt. Wie aber steht es um unsere Antworten auf diese Frage? Was ist zu tun, um den Klimawandel einzudämmen? Um darauf eine Antwort zu finden, muss man zunächst einmal auf die Quelle des Problems schauen. Wie im fünften Weltklimabericht erklärt, sind Klimaforscher*innen inzwischen mit 95% statistischer Sicherheit überzeugt, dass der Klimawandel menschengemacht ist. Konkreter: Ökonomische Aktivitäten, also unsere Produktions- und Konsumweisen, welche sich seit der Industriellen Revolution intensivieren, führen dazu, dass sich unser Klima ändert. Wenn wir fossile Brennstoffe verwenden, um Energie zu gewinnen, Plastik herzustellen oder in den Urlaub zu fliegen, wird CO_2 freigesetzt. Dadurch erhöht sich die Kohlendioxid-Konzentration in der Erdatmosphäre – laut Umweltbundesamt seit der Industriellen Revolution um 44% –, während sie die 10.000 Jahre zuvor weitgehend konstant war. Die Konzen-tration dieser Kohlendioxid-Partikel hat wiederum einen Einfluss auf den Strahlungsantrieb – je höher die CO_2-Konzentration, desto mehr Wärme bleibt innerhalb der Atmosphäre gefangen und die Erde heizt sich auf. Zwar erscheinen im grauen Winter in Deutschland zwei Grad mehr gar nicht so schlecht, dennoch haben sie eine große Auswirkung auf die Ökosysteme, die für uns Menschen relevant sind. Unsere Lebensmittelproduktion wird von einem veränderten Klima beeinflusst, die Intensität und Frequenz von extremen Wetterphänomenen nimmt zu und der Meeresspiegel steigt. Klimawandel geht uns also nicht in erster Linie deshalb etwas an, weil wir „die Natur“ als abstrakte ontologische Kategorie „intakt“ halten wollen. Es geht uns etwas an, weil wir nicht wollen, dass Menschen verhungern oder in Dürren verdursten, dass unsere Häuser überschwemmt werden und Wälder und Tiere verbrennen, oder dass unsere Hafenstädte und Inselstaaten versinken. Und das wiederum ist insbesondere eine Frage der Gerechtigkeit, da die Länder, welche kumulativ am meisten zum jetzigen Schlamassel beigetragen haben – die reichen Länder des Globalen Nordens – nicht diejenigen sind, welche als Erste unter den Folgen des Klimawandels leiden.

Entkoppeln statt reduzieren?

Wir wissen also, dass ökonomische Aktivität – vor allem in den reichen Ländern – die Kernursache des Klimawandels ist. Wie können wir mit dieser Einsicht nun eine Antwort auf die Frage „Was tun?“ finden? In den 1970ern, als Umweltfragen erstmalig ins öffentliche Bewusstsein internationaler Politik gerieten, waren die ersten Reaktionen recht deutlich: wir müssen unser bisheriges Verständnis von Entwicklung und Wachstum radikal hinterfragen. Diese Einstellung hat leider auf der Ebene internationaler Politik nicht lange überlebt. Während die Cocoyoc-Erklärung von 1974 „trickle down economics“ (also die Idee, dass von Wachstum auch die Ärmsten profitieren) noch explizit kritisiert hatte, wurde mit der Brundtland-Erklärung 1987 der Weg dafür geebnet, Wachstum (genannt „ökonomische Nachhaltigkeit“) als gleichberechtigtes Ziel neben ökologische Nachhaltigkeit zu stellen. Dass eine intakte ökologische Umwelt überhaupt erst Voraussetzung für wirtschaftliches Handeln ist, wird dabei unterschlagen. In der politischen Realität scheinen wirtschaftliche Argumente im Großen und Ganzen immer noch zu dominieren: Klimawandel einschränken ist super – aber bitte nicht auf Kosten der Wirtschaft.

Prinzipiell gibt es zwei Wege, den Klimawandel einzuschränken: Entweder behalten wir unsere Art zu produzieren und zu konsumieren bei, versuchen diese aber von den negativen Umweltfolgen zu entkoppeln, oder wir reduzieren unsere gesamtgesellschaftlichen Produktions- und Konsumniveaus. „Reduzieren“ klingt erstmal bedrohlich für unsere westlichen Ohren, welche geprägt sind von Narrativen des Fortschritts und der Innovation, des weitreichenden Technologieoptimismus, der großen Idee der Moderne, in welcher alles immer nur besser, größer, schneller und mehr wird. Diese Entkopplungsidee passt doch viel besser in unsere Weltsicht – daher sollten wir doch lieber dort ansetzen. Das ist weniger bedrohlich, weniger systemdestabilisierend, weniger pessimistisch. Wie also kann das funktionieren?

Die Idee vom Entkoppeln ist im Grunde simpel: wir wollen mit weniger Ressourcen (also weniger Energie, weniger Materialien) dasselbe herstellen, unsere Produktionsprozesse also effizienter gestalten. Wenn wir es durch technologi-

sche Innovation schaffen, Ressourcen zu sparen, können wir dieselbe Menge herstellen und dabei weniger verbrauchen – oder mehr herstellen und dasselbe verbrauchen. Und diese Effizienzsteigerungen sind auch in der Tat möglich – zum Beispiel können wir ein bestimmtes Modell eines Autos heute viel energie- und ressourcenschonender herstellen als noch vor 20 Jahren. Jedoch werden diese Effizienzsteigerungen unter heutiger Marktlogik nicht dazu verwendet, tatsächlich weniger zu produzieren. Wenn beispielsweise ein Produktionsinput effizienter wird, sinken auch dessen Kosten und die Produktion kann dementsprechend angepasst werden. Heute wird also nicht mehr die gleiche Art Autos gebaut wie vor 20 Jahren – sondern SUVs. Und wenn Entkopplungsbefürworter*innen darauf hinweisen, dass die Produktion in westlichen Ländern doch schon längst weniger emissionsintensiv sei, da unsere Wirtschaft zunehmend servicebasiert ist, dann vergessen sie dabei, dass das nur deshalb der Fall ist, weil diese Länder ihre industrielle Produktion inzwischen weitgehend in den Globalen Süden verlagert haben. Gleichzeitig sind wir jedoch diejenigen, die den Großteil der global produzierten Konsumgüter verbrauchen. Das Argument „Aber China!“ funktioniert also leider nicht, um uns als reiche, westliche Nationen aus der globalen Verantwortung zu ziehen.

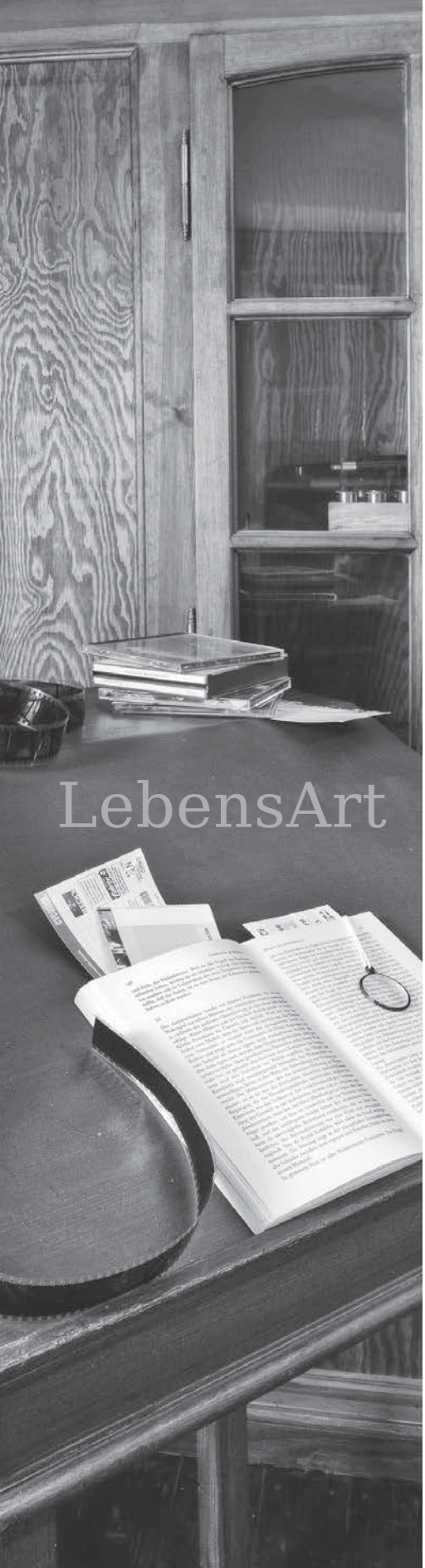
Die oben beschriebenen Feedbackeffekte nennen sich in der Literatur „Reboundeffekte“ und sind verantwortlich dafür, dass die Entkopplungsstrategie bisher so wenig Erfolg hatte. So sind trotz Pariser Klimaabkommen, Fridays for Future und „grünem“ Konsum die CO_2-Emissionen im letzten Jahr schon wieder gestiegen. Reboundeffekte sind allerdings nichts, was sich linke Nachhaltigkeitsforscher*innen ausgedacht haben. Der Mechanismus wurde erstmalig vom neoklassischen Ökonomen Stanley Jevons im 19. Jahrhundert beschrieben und ist im Mainstream der heutigen VWL (welche ansonsten keine sehr radikalen Antworten auf den Klimawandel zu bieten hat) nicht kontrovers. Was kontrovers ist, ist die Frage, ob die Entkopplungsrate schneller wachsen kann als die Rate, mit der wir ökonomisch expandieren. Neoklassische Umweltökonom*innen sagen: Ja, wenn wir nur mehr investieren. Ökologische Ökonom*innen sagen: Das versuchen wir seit den 70ern. Fünf Jahrzehnte lang hat das nicht funktioniert. Langsam läuft uns die Zeit davon. Lasst uns vielleicht doch mal über die Möglichkeit der Reduktion von Konsum- und Produktionsniveaus reden – auch, wenn das zunächst unbehaglich klingt.

Abkehr von Kapitalismus und Wachstum

In erster Linie geht es bei dieser „Reduktions-“Option gar nicht so sehr um blinden, aggressiven Rückbau von Konsum und Produktion, sondern vielmehr um eine Abkehr von der alles umfassenden Expansionslogik des Kapitalismus. Aber, so sagen Postwachstumsforscher*innen, eine Abkehr von dieser Logik hätte zur Folge, dass sich unsere Konsum- und Produktionsmuster radikal ändern würden. Und das muss überhaupt nicht bedrohlich sein – zumindest nicht für 99% der Gesellschaft. Tatsächlich würde erst eine Abkehr von der Expansionslogik Diskursräume öffnen, welche momentan weitgehend verschlossen sind. Momentan wird zum Beispiel immer noch oft davon ausgegangen, dass Armut durch Wachstum und ökonomische Entwicklung bekämpft werden könne – je größer der Kuchen, desto mehr haben alle davon. Ganz abgesehen von der weitreichenden empirischen Literatur, welche zeigt, dass dieser Mechanismus komplett erodiert wurde (falls er je funktioniert hat), eröffnet erst die Abkehr vom Allheilmittel Wachstum neue Möglichkeiten, den Kuchen radikal umzuverteilen. Auch in einer Postwachstumsgesellschaft kann und muss es dabei immer noch weitreichende Investitionen in technologische Innovationen und grüne Energie geben – aber die dahinterliegende Logik ist eine andere: Solidarität und Suffizienz statt Individualismus und Innovation. Anstatt beispielsweise nur von Innovationen zu reden, würden wir in einer Postwachstumsgesellschaft genauso viel über notwendige „Exovationen“ reden, also über Ausstiege, z.B. aus der 40-Stunden-Woche, aus der Autoindustrie, aus den ganzen überflüssigen Gütern, die täglich konsumiert und weggeworfen werden. Anstatt davon zu reden, wie „Entwicklungsstaaten“ denn wirtschaftlich „aufholen“ können, könnten wir genauso viel darüber reden, was wir von der Subsistenzwirtschaft und gemeinschaftlich organisierten Commons in nicht-industrialisierten Ländern lernen können. Indem der Klimawandel unsere kapitalistische Produktions- und Konsumweise grundlegend in Frage stellt, öffnet er Möglichkeiten, genau diesen Kapitalismus zu hinterfragen – mitsamt all der Machtverhältnisse, die damit einhergehen. Letzten Endes werden wir nicht daran vorbeikommen, unseren Konsum und unsere Produktion zu ändern – „by design or by desaster“. Postwachstumsbefürworter*innen sprechen sich dafür aus, das emanzipatorische Potenzial der Jahrhundertherausforderung „Klimawandel“ zu nutzen und den Wandel aktiv mitzugestalten. □

Birte Strunk

studierte VWL, Politische Philosophie und Nachhaltigkeit in Maastricht, London, New York und Wien. Derzeit arbeitet sie an ihrer Masterthesis zu Ökologischer Makroökonomik am Ecological Economics Institute in Wien. Daneben ist sie aktives Mitglied im Post-growth Economics Network, im Netzwerk Plurale Ökonomik und als Research Fellow beim ZOE Institut für zukunftsfähige Ökonomien aktiv.



Glocal Metal

Marco Swiniartzki spricht mit *unique* über seine Forschung zur globalen Entwicklung der Heavy-Metal-Szenen.

***unique:* Welche Bedeutung hat Heavy Metal für dich als Lebensstil oder Lebensgefühl?**
Marco Swiniartzki: Für viele ist Metal nur Musik. Aber ich würde sagen, dass das nicht für die Metalheads selbst – und auch nicht für mich – gilt, sondern, dass Metal schon etwas ist, das viel weiter geht. Etwas, dass größere Teile des Lebens in Beschlag nimmt. Das geht natürlich mit der Musik los, dann kommt die bestimmte Art der Kleidung hinzu, eine bestimmte Art der Sozialisierung an bestimmten Orten, z auf Metalfestivals, in Clubs usw. Früher war es ganz klassisch der Plattenladen, in dem Sozialisierung stattfand, das ist heute nicht mehr der Fall. Ich denke, dass die Metalheads diesbezüglich in gewisser Weise auch speziell sind, weil es eben auch eine sehr stabile Szene ist (von Subkulturen möchte ich gar nicht mehr sprechen), die auch über einen längeren Zeitraum, auch über die Jugendzeit hinaus, für Leute Bedeutung behält.

Du hast betont, dass Heavy-Metal-Fans auch immer wieder mit Klischees konfrontiert werden. Weiß, männlich, proletarisch. Inwiefern trifft dies zu?
Das ist vor allem ein Klischee in der Öffentlichkeit und nur noch teilweise in der Forschung. Es gibt in dieser Hinsicht ein wichtiges Narrativ in den Metal Studies, welches häufig thematisiert und hinterfragt wurde. Es ist richtig, dass auf Extreme-Metal-Konzerten die Männer oder jugendliche Männer in der Überzahl sind. Das Geschlechterverhältnis hat sich in den letzten Jahren aber auch deutlich angeglichen. Wenn ich jetzt z.B. von Jena ausgehe oder von Erfurt, sind dort auch viele weibliche Metalheads dabei. Was mich besonders stört ist jedoch der Fokus auf die Arbeiterklasse. Ich bin grundsätzlich nicht der Meinung, dass es so etwas überhaupt noch gibt. Und spätestens seit den frühen 80er-Jahren sind in den Vereinigten Staaten und Europa auch viel mehr Jugendliche aus der Mittelklasse von bestimmten Metalgenres angezogen worden. Deswegen würde ich nicht mehr davon sprechen, dass Metal ein Arbeiterklassephänomen ist. Diese These ist mit besonderer Fokussierung auf einige Regionen des anglo-amerikanischen Raums entstanden. Ich möchte fast sagen, dass das für das kontinental-europäische Spektrum, vor allem für Deutschland, vielleicht allenfalls im Ruhrgebiet, aber insbesondere für Skandinavien nie gegolten hat. Die großen Szenen in Schweden oder in Florida waren absolut unproletarisch: fast 100% dominiert von Jugendlichen aus einer breiter werdenden Mittelklasse, die sich zunächst mit dem Geld ihrer Eltern verwirklicht haben und durch die Gegend gefahren sind. Ein Schwerpunkt meiner Arbeit ist es dabei, differenziert zu betrachten, was das eigentlich für Leute sind, die sich in diesem Zeitraum und in den verschiedenen Szenen sozialisiert haben. Das ist bisher noch nicht untersucht worden.

Du hast vor allem vom Ruhrgebiet, Birmingham, Skandinavien, New York oder San Francisco als Orten des Metals gesprochen. Gibt es da Gemeinsamkeiten?
Durchaus, die Suche nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden ist das wichtigste Ziel meines Szene-Vergleichs. Ich hätte gerne noch mehr Orte mit einbezogen, vor allem Gebiete der sogenannten „nicht-westlichen Welt“. Aber man muss sich ja auch forschungspragmatisch ein bisschen beschränken. Ich habe mich deshalb für Szenen entschieden, in denen eine bestimmte Weiterentwicklung des Metals, in Form eines Subgenres stattgefunden hat. Deswegen habe ich vor allem das Ruhrgebiet und San Francisco gewählt, weil dies zu Anfang der 80er Jahre Hauptorte der Entwicklung hin

zum Thrash Metal waren. Dann Birmingham, weil dort durch Black Sabbath der Metal in gewisser Weise geboren wurde. Aber ich habe Birmingham nicht deswegen gewählt, sondern weil dort der Grindcore Mitte der 80er-Jahre entstanden ist. Darüber hinaus sind die US-amerikanischen Szenen in New York und Florida typische Death-Metal-Szenen mit allerdings unterschiedlichen Einflüssen. Die norwegische Szene ist eine Black Metal-Szene gewesen, und bis heute geblieben, und die schwedischen Szenen in Stockholm und Göteborg sind durch den schwedischen Death-Metal-Sound bekannt. Also ich habe die Auswahl nach musikalischen Kriterien getroffen.

Bei Birmingham und dem Ruhrgebiet denkt man dann natürlich schon auch an die Arbeiterklasse…

Ich denke, dass diese beiden Regionen zu Beginn in der Tat noch diesen working-class-Appeal innehatten, was aber in gewisser Weise auch nur eine bequeme Zuschreibung ist. Es klingt logisch, wenn man sagt: „Da ist beispielsweise ein Musiker wie Tom Angelripper von der Band Sodom und das ist ein einfacher Arbeiter, der auf der Zeche malocht hat und gründet diese einflussreiche Band. In diesem Setting – rundherum schmutzig, überall Fabrikgelände – da muss die Musikrichtung ja irgendwas damit zu tun haben. Auch weil Metallindustrie und Metal irgendwie gleich klingen." Aber alle anderen Regionen besitzen diesen Zusammenhang eher nicht. Es ist eine ganz einfache Beobachtung: Wenn der Thrash Metal im Ruhrgebiet und im kalifornischen San Francisco entstanden ist, dass sich diese Gebiete deutlich, sowohl in ihrer industriellen Struktur als auch in ihrer kulturellen Geschichte und Einwohnerschaft, unterschieden haben. Das eine war das Zentrum der Hippie-Bewegung und das andere ein Schwerpunkt der deutschen Industrie und Arbeiterbewegung. Deswegen glaube ich nicht, dass man diese working-class-These auf den ganzen Metal anwenden kann, wie das häufig immer noch gemacht wird.

Du schreibst, dass der Punk den Metal revitalisiert hat. Was meinst du damit? Wie kam das?

Ja, dies begann mit der New Wave of British Heavy Metal, als Bands in Großbritannien, vor allem Saxon, Diamond Head oder Iron Maiden in gewisser Weise eine Mixtur vollzogen haben: Sie haben Aspekte des frühen Heavy Metals übernommen, beispielsweise von Black Sabbath oder Led Zeppelin und haben diese mit Themen und gewissen Methoden der Punk-Welle, die von der Mitte bis zu den späten 70ern in Großbritannien stattfand, gemischt. Was in dieser Zeit in den Metal hineingekommen ist, ist etwas ganz Entscheidendes: Der do-it-yourself-Ansatz. Früher kamen Bands wie Black Sabbath „sofort" bei Major Labels unter Vertrag, doch der klassische Heavy Metal steckte in den Jahren des Punks in einer tiefen Krise. Jetzt war es eher verbreitet, sich zunächst um alles selbst zu kümmern und über Indies wie Neat Records zu veröffentlichen. Also im Grunde geht es im Projekt auch um eine Geschichte von bestimmten Indie-Labels in den Regionen. Was außerdem neu dazukam, waren bestimmte Themen in den Lyrics, was besonders den Thrash betraf. Natürlich gab es auch Bands, die sich nicht verändert haben. Aber häufig, wie zum Beispiel bei den frühen Alben von Iron Maiden, die noch nicht mit Bruce Dickinson, sondern Paul Di'Anno als Sänger eingespielt wurden, entstand durch die musikalische Zusammensetzung der Band eine Mischung aus Punk- und Metal-Einfluss, der die Geschwindigkeit erhöhte und die Musik deutlich vom älteren Heavy Metal abgrenzte. Damit begann schließlich auch die häufig konfliktreiche, aber am Ende doch relativ friedliche Beziehung zwischen Punks und Metalheads, die dann in den USA, aber auch in Europa zu sehr unterschiedlichen Genres geführt hat – zu denken ist etwa an die Mischungen aus Hardcore-Punk und Thrash Metal an den beiden US-Küsten oder den Grindcore in UK. Doch auch der Thrash selbst wurde zu großen Teilen durch den Hardcore Punk ermöglicht. Bands wie Metallica, Slayer oder Exodus verarbeiteten sowohl Punk- als auch NWOBHM-Einflüsse.

Was für Gemeinsamkeiten gab es zwischen Punk und Metal Musik?

Eine gewisse non-konformistische Ader definitiv. Wenn man sich etwa die frühen Interviews der Bandmitglieder von Iron Maiden oder Exodus anschaut, wo zum Beispiel auch Punks die Sänger waren, dann merkt man ganz deutlich, dass sie sich als jene gefühlt haben, die nicht gerne in der Gesellschaft gesehen sind, dies jedoch trotzdem mit Stolz getragen haben. Sie wollten auch nicht die Angekommenen und die Etablierten sein. Diese Ader, das spannungsreiche Verhältnis zum sogenannten Mainstream, zum sog. Ausverkauf und zum ‚Ankommen in der Gesellschaft', gibt es im Metal bis heute. Eben dieser Vorwurf, sich ‚ausverkauft zu haben', ist eines der schwersten Geschütze, das gegen eine Metalband aufgefahren werden kann. Und das ist im Punk ganz genauso. Neben den sozialen Gemeinsamkeiten existierten natürlich auch solche in der Musik selbst – etwa die hohe Geschwindigkeit.

Hatten die Musiker also nie den Anspruch, von ihrer Musik zu leben?

Das ist regional und im Einzelfall sehr unterschiedlich. Wenn man sich z.B. die mittelenglische Szene rund um Birmingham, Ipswich, Nottingham etc. anschaut, die vor allem für den Grindcore wichtig war, waren die Musiker Mitte der 80er Jahre dort meistens arbeitslos, wollten aber häufig auch arbeitslos sein. Sie haben keine staatlichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen angenommen, weil sie das eben ablehnten. Sie waren arm, aber haben die Situation auch genutzt, um eben mehr Zeit für die Musik zu haben. Sowohl in Birmingham, als dann auch später in der Black-Metal-Szene in Oslo, sind die Szenen paradoxerweise von Jugendlichen ins Leben gerufen worden, die arm waren, aber eigentlich die Möglichkeit hatten, dies zu umgehen, es jedoch aus subkulturellen Gründen nicht getan haben. Propagiert und gelebt wurde die totale Hingabe zur Musik. In anderen Szenen war dies weniger krass zu beobachten. In Schweden zum Beispiel war der Death Metal meines Erachtens vor allem durch Mittelklasse-Jugendliche geprägt, da war Armut kein Thema. Die meisten Jugendlichen kamen aus wohlhabenden oder zumindest Mittelklasse-Haushalten und hatten kein Problem,

ihren Lebensunterhalt auf irgendeine Weise zu bestreiten. Das Wohnen bei und die Mitfinanzierung durch die Eltern spielte hier eine große Rolle. In der Florida Death-Metal-Szene sah dies ähnlich aus.

Worum geht es dann genau in deiner Forschung? Welche Aspekte möchtest du beleuchten und inwiefern heben sich diese von der Forschung ab, die es bereits zu diesem Thema gibt?
Hauptsächlich erst einmal zu schauen: Wer vergemeinschaftete sich auf welche Weise in den Metal-Szenen und worin unterschieden sich die Regionen? Welche Rolle spielten das Individuum mit seinen sozioökonomischen und familiären Erfahrungen, die Band, die Szene? Wie haben sich die Szenen untereinander transferartig vernetzt? Welche Kontakte gab es da? Wie hat sich das entwickelt? Der große rote Faden liegt darin, den Metal in die Zeitgeschichte einzuordnen, weil das meines Erachtens noch nie in Angriff genommen worden ist. Wie lässt sich das Weiterbestehen einer ursprünglich als Jugend-Subkultur gestarteten Bewegung bis heute erklären? Es gibt dabei viele mögliche Theoreme, die man nutzen und problematisieren kann, ganz bekannt etwa jenes der Subkultur, der Individualisierung oder der Neo-Tribes. Es gibt Szenekonzepte, es gibt Genrekonzepte usw. Wichtig ist vor allem, die Mischung aus Vergleich und Transfer zu bewahren. Sich nicht nur Gemeinsamkeiten und Unterschiede, sondern auch gegenseitige Beeinflussung anzuschauen. Ganz wichtig ist es auch, sowohl einen sozialgeschichtlichen als auch einen kulturgeschichtlichen Ansatz zu verfolgen und diese beiden miteinander zu verbinden. Wie alt waren die Akteure? Wo kamen Sie her, aus welchen Elternhäusern? Wie knüpfte man untereinander Kontakte? Auch die Migration spielt im Metal eine ganz wichtige Rolle, ebenfalls ein Aspekt, der nie in Angriff genommen worden ist. Auf der anderen Seite gilt es natürlich kulturgeschichtlich zu schauen, welche kulturellen Praktiken in bestimmten Szenen, bei bestimmten Konzerten, in der Form der Vergemeinschaftung und Kleidung herrschten. Die Gliederung ist noch im Fluss und viele Aspekte hängen auch von der Verfügbarkeit von Quellen ab, aber ich denke, dass man durch diesen Ansatz doch zu einem relativ synthetischen Forschungsergebnis kommen kann. Im Grunde geht es also um die Entwicklung einer Form der Vergemeinschaftung durch Musik.

Also möchtest du den Heavy Metal auch innerhalb der kulturellen Globalisierung einordnen?
Ja, Metal ist ein Globalisierungsphänomen. Die von mir untersuchten Fälle sind quasi die Grundstein-Szenen für das, was wir heute als Metal-Genres kennen. In jeder der Szenen, die ich erforsche, ist ein bestimmtes Sub-Genre maßgeblich weiterentwickelt oder geprägt worden. Es ist bezeichnend, dass jede dieser Szenen im industrialisierten Westen, also in Nordamerika und Europa anzusiedeln ist. Aber diese Szenen haben sehr früh, schon in den 80er Jahren, ihre Fühler ausgestreckt in andere, nicht-westliche Staaten und die Bildung eines Netzwerkes angestoßen. Ganz weit vorne lagen dabei Japan und Brasilien, aber auch andere südamerikanische Staaten sowie osteuropäische Länder wie Polen und Tschechien. Es ist interessant zu sehen, dass diese anderthalb Jahrzehnte, mit denen ich mich beschäftige, die Grundlage für die heutige, fast völlig durchglobalisierte Metalhörerschaft gelegt haben. So beschäftigt man sich in den Metal Studies gegenwartsbezogen etwa mit Bands und Szenen in Indonesien, in Nepal oder in Kontinental-Afrika usw.

Was meinst du in diesem Zusammenhang mit dem Begriff „glokal“?
Das Konzept der Glokalisierung meint zunächst, dass das Phänomen in lokalen Strukturen entstanden ist, sich kommunikativ globalisiert hat und diese globalen Strukturen auf das Lokale zurückwirken, die lokalen Strukturen aber weiterhin bedeutungsvoll bleiben. Gemeint ist die Bedeutung des Regionalen für das Ferne und des Fernen für das Regionale, diese Wechselbeziehung. Es kann sich dabei aber auch um ein deutliches Spannungsverhältnis handeln: Die globale Metal-Szene transportiert etwa die Werte der Demokratie und pluralen Meinungsfreiheit, während sich in dieser Hinsicht für viele lokale Szenen in Diktaturen und religiösen Ländern ganz andere Situationen ergeben als etwa in Nord- und Westeuropa.

Die internationale Metal-Szene bringt die Welt also zusammen?
Absolut! Die Voraussetzungen dafür sind jedoch global sehr unterschiedlich verteilt. Es ist zu sehen, dass Metal in verschiedenen politischen Systemen und in Ländern mit sehr unterschiedlichen Sozialstrukturen für die Metalheads auch eine sehr unterschiedliche Bedeutung haben kann. Die Musik, die in den 70er und 80er Jahren in den Ländern der „westlichen Welt“ vor allem als Aspekt der Abgrenzung zum postulierten gesellschaftlichen Mainstream verstanden wurde, befindet sich dort mittlerweile in einer ganz anderen gesellschaftlichen Position als noch vor 30 Jahren. Vor allem in Regionen wie Skandinavien hat sich die Lage deutlich verändert: Dort ist Metal auch in der Mehrheitsgesellschaft angekommen und auch in seinen extremeren Stilen häufiger in Kontakt mit ihr, während er in den USA keine solchen konservativen Entrüstungsstürme mehr hervorruft wie in den 80er Jahren. Wie sich die Situation der Metalheads in Ländern mit ganz anderen sozialen, politischen und religiösen Strukturen entwickeln wird, in denen der Zugang zur Musik und die entsprechende Vergemeinschaftung anderen Bedingungen unterliegt, zum Beispiel in nordafrikanischen Staaten, im Nahen Osten oder in Indonesien, wird spannend zu beobachten sein.

Vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte Renke.

Dr. Marco Swiniartzki

ist Wissenschaftler an der Professur für Westeuropäische Geschichte des Historischen Instituts der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Unter anderem ist er der Verfasser der Monographie Der Deutsche Metallarbeiter-Verband 1891–1933. Eine Gewerkschaft im Spannungsfeld zwischen Arbeitern, Betrieb und Politik (2017).

“It Is Our Job to Make Revolution Look Fun”

Anti-Flag might be the most political punk band of the present. We talked with their bassist and lead singer Chris Barker about their latest album, the effects of the Trump administration on the music scene, solidarity for Syria and how not to lose hope.

unique: **Coming to Chemnitz – is that coincidence or is it a political statement because it is considered to be a city with problems concerning right-wing extremism?**
Chris Barker: We are specifically in Germany with the release of the record because a lot of issues we are having in the States, you’re having here as well. You see false populists use immigrants and refugees to make people turn on their neighbors. We are here to make sure that people realize that these issues are not happening in a vacuum. You are not alone; there are a lot of people that are feeling similar. Chemnitz in particular is a city which has a tremendous punk rock scene because there are so many things that are antithetical to punk rock spirit happening around this area. This creates a community that needs itself. Québec city in Canada, which is a very right-wing city, is very comparable to Chemnitz, they also have this little heartbeat of a punk rock scene that keeps the bad away. We love going to these cities because it makes a difference.

You have written several songs about the growing anti-Semitic and racist movements in the States and other countries. What do you think are the reasons for these movements?
In 1999 there were mass protests in Seattle and all over the world against the World Bank, the WTO, the IMF. This fear of globalization was right. That in turn led to economic strains for lower and middle class people. Corporations chose profit over people. Firms were relocated from certain places in the world to others, because they could make more money of their products that way. That led to people looking around wondering why the wealth was pulled out from under them and who was to blame. And then, false populist movements came in and said: “I’ll tell you who is to blame! Not corporations, not corporate greed but immigrants, refugees, your neighbors. Your neighbor stole your job!” That let to racism and xenophobia. I think you are not born with these ideas – they are taught to you. Powerful people have been doing a lot of work over the last 20 years to teach people to be afraid of people outside their community. A great example of that is Donald Trump. People in Ohio or West Virginia, which are far from the Mexican border, are afraid of Mexicans. But the factory that was in Ohio moved to China, not to Mexico! And we never talk about those people owning the factories; we only talk about immigrants and refugees.

Where do you see the role of your music counteracting that tendency of growing extremism?
I think we have several roles, the first being our individual empathy. We hurt for these things that are happening. We need to share that pain. The selfish aspect is that it gives me an outlet and makes me feel like I am a contributor to places where I cannot really contribute. I want to carry the people in Syria who live in fear of bombs dropping on their homes with me. One way to do that is to stand on a stage and say that I care about them. I want to care about Afghan communities in America that get killed by police as two Afghan-American people die every day due to police violence. I cannot completely empathize with them – I am a straight white man. But one way to show solidarity is to carry them with you into the show. The next step is that people come in contact with each other – at our concerts, other punk rock bands or anti-fascist art movements in general – which changes their lives. They bring that back home, to school, work, they are influenced in the decisions they make, how they spend their money, the things they put in and on their bodies. That is what changes the world! Not a song. Not the band. Not the record. You create a culture, a community. It is our job as artists to make revolution, equality as well as social, economic and environmental justice look irresistible. I want it to look fun.

You have just released your new album *20/20 Vision*, Trump’s face is on the cover. Why did you decide to focus so much on him?
That is a really good question because we have not done that before. Every time you release a political punk rock album during election time, people want to capsize it into being electoral politics and think that it focuses only on November 2020. Although I think it is very important to vote in elections, even if you can only choose the less severe of two evil candidates. It is a privilege to vote. There are people that cannot get to a place to vote, there are people living within war and so on. So it is our responsibility to at least try to shift those in power to be less evil. But I also know that presidents, prime ministers and popes don’t save us. I have so little in common with a billionaire who is running for president that I understand that this is not where the fight ends; it is solely where it begins. Why attack Donald Trump? Because he obviously is the symptom of a big disease. But he is only the largest tumor. So many people – specifically in

America – are hurt by his policies. LGBTQ+ suicide rates went up hundreds of percents, hate crime rates are up. People are feeling emboldened by his xenophobia and his racism to come out. We are from Pittsburgh, Pennsylvania, where we had the largest anti-Semitic attack in the history of the United States at a synagogue. That is right next to where Pat, our drummer, lived for 15 years and Justin, our lead singer, went to school. This is not something which is happening somewhere outside. It is happening right where we live.

Does Trump spark a new area of protest song culture?
100%! However, there is also a great fear because the right-wing troll culture is so powerful, that when people make any statement, somebody is on there saying some insanity or some racist bullshit. I think that has lead to a lot of people being afraid of making statements. After the election of Trump a lot of people said: We had rock against Bush, now we need rock against Trump. But also after the invasion of the Iraq it took a some time for people to realize that this is wrong, and then the protest movement grew. It took almost four years for the mass movement against him to get started. Now we have had almost four years of Donald Trump and it is still not there. I really think that is because people are afraid of others coming after them if they make statements against the president.

You have written a lot of songs about topics that nearly no other artists pick out – like problematic beauty ideals, depleted Uranium or animal rights. How come you chose those topics – and other artists don't?
Because we are fantastic, of course *(laughs)*. No. A lot of people ask us: "Why are you a political band. Don't you want to write a song about beer?" It is simple, I just don't know how to do anything else. Whenever I sit down to write music, politics is the first thing I think about, that's where my brain goes. I have tried to face it on other records and write more universal songs. But those songs suck *(laughs)*. I can feel that and everyone else can feel that too. The songs that have worked are the ones where we have been true to ourselves. I know that is cliché but I honestly believe that people are attracted to things that are real. There is pop music and there are things that are being sold to us and people are not immune to the salesmanship of it. But I think that on this level, where we just share ideas, people are far more comfortable with honesty than with things that feel forced and fabricated.

You have been touring for more than 20 years now. How has the punk rock scene changed? Did the audience become more cross-generational? And why is punk still so attractive for young people?
It is cyclical. It comes in and out of fashion. I am committed to it because I do not know what else to do. Some other musicians say "If it wasn't for the fans, we wouldn't be here". For us, that is not true. If nobody was here, we might not be in Chemnitz, but in our garage still playing our songs. I think that the internet changed everything in our world. There is this terrible aspect that people stopped buying music and the livelihood for a lot of musicians went away. A lot of bands had to break up. That is a difficult thing, but it also initiated bands to tour more. You need to be a little bit broken to make art, so not all of us have the ability to tour six months every year, the way Anti-Flag does. We will be missing out on a lot of great art because of that. But technology makes touring easier as you can call friend and family no matter where you are. Technology has been helpful and hurtful all at the same time. An example is the video for our new song "Unbreakable," which we made with these Nigerian kids. Without my phone and Twitter, I would have never been able to reach them. Their spirit is so kindred to ours and although these guys do not even know what punk rock is, they are the most fucking punk band I have ever seen. That is the beauty of it. Everything has changed, but the thing that I am most proud of is that people still love our songs from 1996 as much as they love what we did in 2020. People are going to sing both of those songs. We are not stuck in a period in time, trying to recreate something that once worked out. People have connected for years and years with what we released. That has to be hard for other bands. But I am grateful if anyone listens, and if you do so for free in the internet – it is fucking there. Go get it!

You already mentioned climate change, the power of multinational companies and Donald Trump. There is so much going wrong. But what can the "ordinary person" do? How can we still have hope?
There are times when I have lost hope, to be honest with you. But I get to do this very interesting thing where I travel and meet people – like yourself – that care. And then we are going to play a show tonight and there's going to be a lot of people that care. This leads me to feel optimistic and like this is not an exception, this is the majority. What we need to do is to share these ideas, to help people break out of isolation. Activism can be very simple. Just sign a petition of "Kein Bock auf Nazis" or whatever. Then you are an activist. We have to get rid of the idea that the individual is responsible for changing the world. You are just responsible for putting kindness out in the world.
If you do that, I am sure that this kindness will change the world. We are at a very unique moment in history where the revolutionary act is caring about more than just yourself. Because there is so much money and effort being spent to make you feel like you don't have a chance and sway the pendulum of history. Our album is exactly about that idea that this is a brand new decade where we have this pen in our hands and write our future. Looking backwards, we all want to say that we fought against oppression and that we won. We want to spark the cultural shift, we want people refusing to go to war and stop people from living their lives in a way that squeezes the planet like a lemon. I am very optimistic that this will happen. Maybe not in our lifetime. But we have to get our ego out of the way. It is not about us fixing it for us. I am just glad to know that we will live in a more egalitarian society when that day comes.

So what is your utopia for a better world – and how do we get there?

We all want to live in a world free of racism, sexism, homophobia, transphobia and xenophobia. I just want to live in a world where people have empathy. It is so much harder to spread compared to apathy. You see this happens specifically in politicians – all the time. Some are right-wing politicians all their life – and then their daughter comes out and they go: "Well, maybe gay people are okay". It takes this direct connection to another human being to change a person who is a lifelong bigot. That is the trouble, that is where our work lies. All of the issues we are currently facing – climate change, economic racism and economies being built on war – go away if people can be more empathetic. That is the world I want to live in. Society won't become just immediately. If you are asking policies to get there: Make it illegal for corporations to give money to governments, whether that is in the form of lobbyism, former CEOs being involved in running governments or campaign donations. Then you hopefully have politicians that are interested in people, politicians that are involved. That would be a much nicer world already.

Thank you very much, Chris!

The interview was conducted by Ladyna.

WortArt

Das fremde Gedicht

Die Gnade der Zeit

von Hanna

Wie viel Gutes kann man an 365 Tagen verrichten?“, fragte der polnische Lyriker und katholische Priester Jan Twardowski Jahr für Jahr in seiner Neujahrspredigt in einem von ihr inspirierten Gedicht. 1915 in Warschau geboren, verlebte er eine ruhige Kindheit, besuchte das Gymnasium und begann anschließend 1937 das Studium der Polonistik an der Universität Warschau.

Im selben Jahr erschien auch sein erster Gedichtband *Powrót Andersena* („Andersens Rückkehr“). Twardowski orientierte sich in diesem noch stark an der Poesie der Dichtergruppe Skamander, deren Ziel es war, die polnische Dichtkunst von mythologisch überhöhten Helden zu befreien und mit der Gegenwart und vor allem Alltagssituationen zu verbinden. Die Protagonisten sollten einfache Menschen sein. Dabei griffen die Dichter vor allem auf Umgangssprache, Dialekte, Neologismen und Satire zurück.

Sämtliche frühere Werke Twardowskis gingen während des Zweiten Weltkriegs verloren, in dem er als Soldat der polnischen Heimatarmee unter anderem beim Warschauer Aufstand mitkämpfte. Sein Studium der polnischen Sprache beendete er trotz Kriegsunterbrechungen im Jahr 1947, beschloss nach Kriegsende jedoch Priester zu werden und begann ein Theologiestudium. Ein Jahr später empfing er die Priesterweihe und widmete sich in der darauffolgenden Periode ganz der Gemeinde der Warschauer Visitantinnen-Kirche St. Joseph. Er schrieb jedoch weiterhin Gedichte, die er vor allem im beliebten katholischen Wochenmagazin *Tygodnik Powszechny* veröffentlichte.

Neben religiöser Lyrik verfasste er auch Gedichte für Kinder. Für diese wurde er mit dem „Orden des Lächelns“ ausgezeichnet: Einem Preis, der von Kindern an Erwachsene verliehen wird, die sich in besonderer Weise für das Kindeswohl einsetzen. Twardowski ist auch heute noch einer der wichtigsten Vertreter religiöser Lyrik in Polen. Bis zu seinem Lebensende im Jahre 2006 schrieb er von Gott, den Menschen und der Natur. In seinen Gedichten wie auch in seinen Neujahrsmessen machte er den Menschen Mut: Das neue Jahr sei immer eine Chance, einen positiven Wandel zu bewirken und seinen Mitmenschen zu helfen. □

Nowy Rok

Neujahr

Jan Twardowski

Übersetzung von Eva Krauß

Radość noworoczna ma swój głęboki sens.
Neujahrsglück zu spüren:
Po prostu cieszymy się Darem Czasu, Łaską Czasu.
einfache Freude an der Gabe der Zeit, Gnade der Zeit.
Ile możemy dobrego zrobić w ciągu 365 dni,
Wieviel Gutes kann man an 365 Tagen verrichten,
bo tak długo obraca się Ziemia
denn so lange dreht sich die Erde
dookoła Słońca w ciągu roku.
um die Sonne unter dem Jahr.
Byle tylko nie obracać się
Nur um sich nicht ausschließlich
wyłącznie wokół samego siebie.
um sich selbst zu drehen.
Czas jest wielkim naszym skarbem.
Die Zeit ist unser großer Schatz.
Mówią nawet, że czas to miłość.
Man sagt sogar, die Zeit sei Liebe.
Możliwość służenia innym.
Die Möglichkeit, anderen zu dienen.

Anzeige

www.theater-erfurt.de/studiobox
Was du siehst, ist in der
STUDIO.BOX
Tanz
Talk
Konzert
Musiktheater
Performance
Blindland // LICHTEN: Patrick Föllmer, lilabungalow
THEATER ERFURT
DAS THEATER DER LANDESHAUPTSTADT – GENERALINTENDANT GUY MONTAVON

Das Phantom der Oper: Vom Scheusal zum Sexsymbol

Eine weiße Halbmaske – oder doch eine grauenhafte Fratze mit aufgerissenem Mund und ohne Nase? Das Phantom der Oper weckt unterschiedlichste Assoziationen. Wie 100 Jahre Film und Theater sein Bild prägten.

von Ella

Die Geschichte um das Phantom der Oper ist eine, die tausendfach auf unterschiedlichste Weise erzählt wurde. Ob als Roman, als Bühnenstück, Animation oder Verfilmung – seit 110 Jahren regt sie Fantasien an. Doch was uns bei diesem Titel als Erstes in den Sinn kommt, ist wohl das Musical von Andrew Lloyd Webber. Seit 1988 wird es ununterbrochen auf dem Broadway aufgeführt. Damit ist es die am längsten laufende Broadway-Show überhaupt. Während die Erinnerung an das Original schwindet, haben sich die grandiosen Melodien Lloyd Webbers und das Bild der weißen Halbmaske in das Bewusstsein der Öffentlichkeit eingebrannt. Die ursprüngliche Geschichte stammt aus der Feder des französischen Autors und Journalisten Gaston Leroux und wurde zunächst in Teilen von September 1909 bis Januar 1910 in der Zeitung *Le Gaulois* veröffentlicht. 1910 erschien *Le Fantôme de l'Opéra* auch als Roman. Darin beschreibt Leroux die mysteriösen Vorfälle aus den 1880er Jahren in der Pariser Opéra Garnier: Sichtungen eines Operngeistes, in roter Tinte verfasste Drohbriefe an die neuen Direktoren, sonderbare Todesfälle, der Absturz des riesigen Kronleuchters während einer Vorführung und das rätselhafte Verschwinden der jungen Sängerin Christine Daaé. Dabei gibt er als Erzähler vor, diese Ereignisse untersucht und das Rätsel um das dort angeblich hausende Phantom geklärt zu haben. Dies dient natürlich nur als narrativer Rahmen für die fiktive Geschichte. Auch die wiederholte Behauptung, dass das Phantom wirklich existiert habe, wird den Leser wohl kaum überzeugen, allerdings hat Leroux tatsächlich einige echte Details in seinen Roman einfließen lassen. Es liegt nahe, dass er sich als Theaterkritiker häufig in der Oper aufhielt, wo er von Geheimgängen und den labyrinthartigen Kellern erfahren haben könnte, in denen menschliche Überreste gefunden wurden. Im Roman ist es der Körper des Phantoms, in Wahrheit waren es wohl Opfer der Pariser Kommune, welche 1871 dort Gefangene hielt. In den untersten Kellern des Opernhauses erstreckt sich auch ein gigantisches Wasserreservoir, welches an einen unterirdischen See erinnert. Es wurde errichtet, um das Fundament des Gebäudes zu stabilisieren, indem es dem Druck des Grundwassers entgegenwirkt. Zudem ereignete sich am 20. Mai 1896 ein schrecklicher Unfall, bei dem während einer Vorstellung eine Concierge erschlagen und mehrere Personen verletzt wurden – nur eben nicht direkt durch den tonnenschweren Kronleuchter, sondern durch ein herabgefallenes Gegengewicht. Der Krach des sich lösenden Gewichts verursachte Panik im Publikum: Dieses befürchtete einen Anschlag und rannte zu den Ausgängen; einige wollten über die Balustraden von den Logen herunterspringen, um sich in Sicherheit zu bringen. Sie konnten jedoch schließlich beruhigt und weitere Verletzte verhindert werden.

Vergebung oder Lynchmord

Eine der bekanntesten Adaptionen des *Phantoms der Oper* – und gleichzeitig eine der originalgetreusten – ist der gleichnamige amerikanische Stummfilm von 1925 mit Lon Chaney als Phantom: ein Klassiker des frühen Horrorfilms. Erik, wie sich das Phantom nennt, sieht darin dank Chaneys selbst gefertigtem Make-Up und seiner expressiven Darstellung so grauenerregend aus, dass Zuschauer damals angeblich vor Angst schrien und in Ohnmacht fielen. Doch obwohl der Film die Figur gut porträtiert, gönnten die Produzenten ihr kein gutes Ende. Die erste, heute verschollene Version des Films endet noch ähnlich wie der Roman: Erik verschont Raouls Leben und Christine küsst Erik auf die Stirn. Er erhält also Vergebung und zum ersten Mal Zuneigung, woraufhin er vor Liebe stirbt, bevor eine wütende Meute in das unterirdische Versteck eindringt. Nach einer unerfolgreichen Probeaufführung entschied sich das Studio aber dafür, neue Szenen zu drehen – inklusive einem neuen, ‚aufregenderen' Ende. Darin entführt er Christine erneut in einer Kutsche, sie springt in voller Fahrt heraus, die Meute holt ihn ein und ertränkt ihn in der Seine. Der Film wurde noch ein drittes Mal überarbeitet, wobei fast alle Änderungen wieder herausgeschnit-

ten wurden, doch das neue Ende blieb. Das Studio fand es angemessener, das Monster als Monster sterben zu lassen, als ihm etwas Wiedergutmachung zuzugestehen.

Die Faszination des Düsteren

In den letzten Jahrzehnten, spätestens mit dem Musical, verschob sich der Fokus bei der Umsetzung des Romans weg vom Mystery- und Horror-Genre und immer mehr hin zu romantischen Adaptionen. Der Stalker, Kidnapper und Mörder, der körperlich absolut abstoßend ist, wurde langsam zu einer düsteren, aber anziehenden Figur. Die in der heutigen Zeit bekannteste Version ist die Verfilmung des Lloyd-Webber-Musicals aus dem Jahr 2004 mit Gerard Butler in der Hauptrolle. Der Film wird vielfach kritisiert – von falscher Besetzung, schlechter Regie, Schnitt, überbeleuchteten Szenenbildern bis hin zu schlechter Anpassung der Handlung für das Filmische. Doch viel schlimmer als eine Figur, die durch ihr musikalisches Genie definiert ist, von einem Nicht-Sänger porträtieren zu lassen, ist, sie wesentlich attraktiver darzustellen, obwohl doch ihre Hässlichkeit sie charakterisiert. Im Buch hat das Phantom einen Totenschädel ohne Nase als Gesicht, gelbe Haut, als wäre sie am Verwesen, ist knochig wie ein Gerippe und riecht nach Tod. Menschen, die es zu Gesicht bekommen, erstarren vor Schreck. Im Film ist es stattdessen der überdurchschnittlich attraktive Gerard Butler, dem nur ein Viertel seines Gesichts leicht ‚entstellt' wurde, was heißt, dass es etwas gerötet und verbrannt aussieht und ihm ein paar Haare über dem einen Ohr fehlen. Im Filmwesen ist es natürlich gang und gäbe, dass Figuren aufgehübscht und ihre Makel abgeschwächt werden, damit sie bei den Zuschauern besser ankommen, doch hier fühlt sich dies wie ein Betrug an der Geschichte an. Denn nicht nur macht es die Hintergrundgeschichte des von der Gesellschaft Ausgestoßenen und Unliebenswerten völlig unglaubwürdig – der springende Punkt ist doch, dass uns Erik so ans Herz wächst, dass wir ihn am Ende bemitleiden und beweinen können, obwohl sein grässliches Äußeres uns abstößt. Die Figur ansehnlich, sogar attraktiv, sinnlich und sexy zu machen, damit das Publikum sie mag, reißt die gesamte Moral der Geschichte hernieder. Der Roman ist eine faszinierende Geschichte darüber, wie ein Monster geschaffen wird.

Wohl seit es Menschen gibt, erzählen wir uns Geschichten über Kämpfe zwischen Gut und Böse. Und weil das Böse uns Angst macht, beschreiben wir es als abstoßende, also innerlich wie äußerlich hässliche Figuren, ja grauenhaft entstellte Kreaturen, damit wir uns davon abgrenzen können. Wir drücken es sogar sprachlich aus: Ungeheuer sind uns nicht geheuer. Besonders offensichtlich zeigt sich dies in Märchen, wo junge, hübsche Prinzen und Prinzessinnen – und die ein oder andere schöne Bauerntochter – über alte Hexen, Biester und Bösewichte obsiegen. In fast poetischer Ironie ist in Leroux' Werk das Phantom nun nicht hässlich, weil es böse ist – es ist böse, weil es wegen seines abstoßenden Äußeren stets nur Zurückweisung und Unrecht erfahren hat. Ein Leben voller Ablehnung, beraubt der Erfahrungen von Zuneigung, Intimität, Verständnis und Erbarmen, hat es vereinsamen und verbittern lassen. Die Erkenntnis, dass die Welt ungerecht ist und dass sich, wie bei Erik, niemand um einen schert, kann dazu führen, dass besagte Person ohne Rücksicht auf Verluste versucht, die eigenen Bedürfnisse selbst zu stillen. Durch das Bild einer inhärent ungerechten Welt löst sie sich von sozialen Normen sowie der gerechten Behandlung anderer. Es ist bedauerlich, eine so tiefgründige Erkenntnis durch Verfallen in Extreme zunichte zu machen, wie es in einigen Adaptionen getan wurde. Das Phantom des Romans ist mehrdimensional – kein sexy Schurke und auch kein zu tötendes Monster. □

Das Phantom der Oper und Christine in dem berühmten Broadway-Musical.

Kolumne

LOL (^_^)

von Thomas Honegger

Not macht bekanntlich erfinderisch. Aber nicht nur die Not, sondern auch die Ästhetik, der menschliche Spieltrieb, die Neugier – und die Bequemlichkeit. Letztere ist wahrscheinlich verantwortlich für das Massenphänomen der Initialwörter. Viele entstanden als Reaktion auf die Einschränkungen und Zwänge, die die SMS-Kommunikation mit den Handys der ersten Generation so mühsam machten. Für die Leser*innen, die nicht mehr mit Nokia, Motorola und Co. vertraut sind: das Eintippen auf der alten Tastatur eines Handys erforderte oftmals ein wiederholtes Drücken der Taste, da die Buchstaben des Alphabets auf acht Tasten verteilt waren. Wollte man z.B. ein ‚o' erzeugen, so musste man die ‚mno' Taste dreimal drücken. Dies, verbunden mit der ursprünglichen Begrenzung auf 160 Zeichen für eine SMS-Mitteilung, sorgte sehr schnell dafür, dass Abkürzungen erfunden bzw. wiederbelebt wurden. LOL (Laughing Out Loud), IMO/IMHO (In My Opinion/In My Humble Opinion), FYI (For Your Information) – die meisten dieser heute noch üblichen Initialwörter entstanden bzw. verbreiteten sich parallel mit der wachsenden Popularität der schriftlichen Kommunikation über SMS, Chatgruppen und ähnlichen Phänomenen. Meist wurden und werden die Initialwörter wie Fremdwörter behandelt und ohne Übersetzung in den Sprachgebrauch integriert, so dass man LOL auch in deutschen Texten verwendet und niemand käme auf die Idee, LAL (Laut Auf-Lachen) zu schreiben ;-).

Nebst den Initialwörtern begannen auch die sogenannten Emoticons ihren Siegeszug. Obwohl sie bereits im 19. Jahrhundert als typographische Spielereien existierten, bot nun das neue Umfeld der digitalen Kommunikation ideale Bedingungen, um mit Hilfe dieser ursprünglich aus ASCII-Zeichen gebildeten Zeichenfolgen die eigenen Stimmungs- und Gefühlszustände anzuzeigen. Die bekanntesten dürften wohl das lächelnde :-) bzw. das traurige :-(Gesicht sein – wobei der Kreativität keine Grenzen gesetzt sind und es eine Vielzahl von mehr oder weniger bekannten Varianten gibt: :-p / :-o / :-D. Interessanterweise fand bei den Emoticons zumindest im asiatischen Raum keine unreflektierte Übernahme statt, so dass wir für viele Emoticons asiatische Formen besitzen. Das asiatische ‚lächelnde Gesicht' sieht dann eher so aus: (^_^) – und auch hier finden wir Varianten für unterschiedliche Gemütsverfassungen: (^_˜) / (+_°).

Mit dem Siegeszug der ‚echten' Smartphones sind die meisten der ursprünglichen Gründe für die Verwendung von Abkürzungen verschwunden und die Produktivität in Sachen Initialwörter hat deutlich nachgelassen. Auch die ‚primitiven' Emoticons sind immer mehr auf dem Rückzug, seit die Benutzer*innen zwischen unzähligen Smiley-Typen bzw. Kaomojis und Emojis zu allen möglichen und unmöglichen Themen wählen können. Nicht zuletzt sterben die alten Emoticons vielleicht auch deshalb aus, weil man aktiv gegen die Schreibhilfen der Textverarbeitungsprogramme ankämpfen muss, wenn man ein gutes altes ASCII-Emoticon schreiben möchte: selbst mein Word-Programm wandelt meinen Smiley :-) automatisch in ☺ um – was mich ☹ macht. □

Über die Entwicklung von Initialwörtern und Emoticons in der elektronischen Kommunikation schreibt Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.

Grüße aus Jena

von der ganzen Redaktion

***unique* around the world**
Diesmal in Jena (mangels Urlaub aufgrund der Prüfungsphase)

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion: Micaela Speck (V.i.S.d.P.)

Chef vom Dienst: Silvana Gräper

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz” 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:
Präsidialamt der FSU Jena
Studierendenrat der EAH Jena

Redaktion:
David Leuenberger, Frank Kaltofen, Hanna Dittrich, Ladyna Wittscher, Lara Hartung, Laura Waider, Marie von Egloffstein, Micaela Speck (Mici), Renke Scholz, Silvana Gräper, Stefan Wünsche, Tina Nickel (Ella), Zoe Böhme

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Birte Strunk, Dr. des. Janine Murphy, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 19. Jahrgang
Satz & Layout: Silvana Gräper, Tina Nickel, Micaela Speck
Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben
Onlinebetreuung: Ladyna Wittscher, Patrick Mehner

Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbild: Tina Nickel (Bildrechte: unplash/Gabriel Beaudry)

Schnappschüsse Seite 12 & Seite 22: © Austen Spanka

Seite 4: (oben) © Johannes Müller | Seite 5: (oben) flickr/ANSPressSocietyNews (unten) flickr/Tim Reckmann | Seite 8: © Johannes Müller | Seite 10: © Johannes Müller | Seite 18/19: unsplash/Nikola Jovanovic und Steve Johnson (bearbeitet Tina Nickel) | Seite 29: flickr/Tim Reckmann | Seite 32: flickr/SUPERADRIANME | Seite 33: flickr/Nimbuzz

Hinweis: In unseren Texten verwenden wir das generische Maskulinum. Diese Formulierungen sollen ausdrücklich Personen jeden Geschlechts gleichberechtigt ansprechen.

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung.
Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren.
Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor.
Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

mehr als Uni ...

Die *unique* ist ein 2001 von Studierenden gegründetes Magazin, das sich mit Politik, Gesellschaft, Kultur und Sprache auseinandersetzt. Unsere Redaktion arbeitet ehrenamtlich und eröffnet Dir – unabhängig vom Studienfach – eine Vielzahl von Betätigungsfeldern.
unique erscheint viermal im Jahr in Jena, Weimar und Erfurt.

... unique

Redaktionssitzung Donnerstag um 18 Uhr
Haus auf der Mauer / Johannisplatz 26
redaktion@unique-online.de
www.unique-online.de

Anzeige

Die Materialien für dein Studium bekommst du bei Thalia.

Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia
»Neue Mitte Jena«
Leutragraben 1 · 07743 Jena · Tel. 03641 4546-0
E-Mail: Thalia.Jena-NeueMitte@Thalia.de

Thalia

LANGE NACHT DER MUSEEN 2020

Erfurt	15. Mai
Weimar	16. Mai
Weimarer Land	23. Mai

www.nachtdermuseen.com

Sparkasse Mittelthüringen

ERFURT WEIMAR JENA Die Impulsregion

Anzeige